

WAS DIESES HEFT BRINGT

<i>Matthias Claudius (1740–1815)</i> 'n fröhlichs Neujahr, 'n fröhlichs Neujahr	172
<i>Hans Peter Johannsen</i> Literatur und Wirklichkeit.....	174
<i>Johann Gottfried Herder (1744–1803)</i> Was in Kopenhagen hätte sein können	177
<i>Gerhard Beier</i> Heinrich Wilhelm von Gerstenberg (1737–1823).....	179
<i>Adelbert von Chamisso (1781–1838)</i> Reise von Kiel nach Kopenhagen	189
<i>Hayo Matthiesen</i> Friedrich Hebbel in Kopenhagen	192
<i>Hans Peter Johannsen</i> Zur Frage der Stromkenterung nach 1864.....	205
<i>Rainer Kabel</i> Rainer Maria Rilke und Dänemark.....	211
<i>Hans Jürgen Lassen</i> »Geflüchtet unter das dänische Strohdach ... «	216
<i>Niels Bach</i> Bertolt Brecht in Dänemark nach 1945	223
Umschau ab Seite 227	

GERHARD BEIER, geboren am 10. April 1937 in Flensburg; Abitur an der Goethe-Schule; Studium in Kiel und Tübingen.

RAINER KABEL, geboren am 27. November 1936 in Neumünster/Holstein; Abitur an der Holstenschule Neumünster; Studium in Kiel und Zürich; Leiter der Abteilung Wissenschaft beim Saarländischen Rundfunk Saarbrücken; Mitarbeiter zahlreicher Rundfunkanstalten, Zeitschriften, Zeitungen.

HANS JÜRGEN LASSEN, geboren am 29. Dezember 1938 in Flensburg; Abitur 1959 am Alten Gymnasium; Studium der Germanistik, Geschichte und Musikwissenschaft in Kiel und (seit 1960) an der Freien Universität Berlin.

HAYO MATTHIESEN, geboren in Blangenmoor, einem Dorf in Süderdithmarschen, im Mai 1938; Abitur an der Meldorfer Gelehrtenschule; Studium in Hamburg, Göttingen, Freiburg, Kiel; Doktorand.

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund. Den Mitgliedern werden sie frei geliefert, anderen Beziehern für jährlich 1,88 DM zuzüglich Zustellgebühren (zusammen 2,- DM). Ausgabe A nur über die Geschäftsstelle zu bestellen. Bezugspreis im Jahr 88 Pf. zuzügl. Zustellgebühren (zusammen 1,- DM). Für die mit Autornamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. — Redaktion: Ernst Beier, Flensburg, Waldstraße 40. Geschäftsstelle: Husum, Theodor-Storm-Str. 9. Druck: Christian Wolff, Graphische Betriebe, Flensburg

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

'N FRÖHLICHS NEUJAHR, 'N FRÖHLICHS NEUJAHR ...

'n fröhlichs Neujahr, 'n fröhlichs Neujahr für mein liebes Vaterland, das Land der alten Redlichkeit und Treue! 'n fröhlichs Neujahr, für Freunde und Feinde, Christen und Türken, Hottentotten und Kannibalen! für alle Menschen, über die Gott seine Sonne aufgehen und regnen lasset! und für die armen Mohrenklaven, die den ganzen Tag in der heißen Sonne arbeiten müssen! 's ist ein gar herrlicher Tag, der Neujahrstag! ich kann's sonst wohl leiden, daß einer ein bißchen patriotisch ist und andern Nationen nicht hofiert. Böß muß man freilich von keiner Nation sprechen, die Klugen halten sich allenthalben stille, und wer wollte um der lauten Herren willen 'n ganzes Volk lästern? wie gesagt, ich kann's sonst wohl leiden, daß einer so'n bißchen patriotisch ist, aber Neujahrstag ist mein Patriotismus mausetot, und 's ist mir an dem Tage, als wenn wir alle Brüder wären und Einer unser Vater, der im Himmel ist, als wären alle Güter der Welt Wasser, das Gott für alle geschaffen hat, wie ich 'mal habe sagen hören usw.

Ich pflege mich denn wohl alle Neujahrmorgen auf einen Stein am Weg hinzusetzen, mit meinem Stab vor mir im Sand zu scharren und an dies und jen's zu denken. Nicht an meine Leser; sie sind mir aller Ehren wert, aber Neujahrmorgen auf dem Stein am Weg denk' ich nicht an sie, sondern ich sitze da und denke dran, daß ich in dem vergangnen Jahr die Sonne so oft hab' aufgehn sehen und den Mond, daß ich so viele Blumen und Regenbogen gesehn, und so oft aus der Luft Odem geschöpft und aus dem Bach getrunken habe, und denn mag ich nicht aufsehn, und nehm' mit beiden Händen meine Mütz' ab und guck' h'nein.

So denk' ich auch an meine Bekannte, die in dem Jahr starben, und daß sie nun mit Sokrates, Numa und andern Männern sprechen können, von denen ich soviel Gutes gehört habe, und mit Johann Huß; und denn ist's als wenn sich rund um mich Gräber auftun, und Schatten mit kahlen Glatzen und langen grauen Bärten heraus steigen und 'n Staub aus'm Bart schütteln. Das muß nun wohl der ewige

Jäger tun, der üben Zwölften sein Tun so hat. Die alten frommen Langbärte wollen wohl schlafen, aber Euren Andenken und der Asch' in Euern Gräbern ein fröhlich fröhlich Neujahr!!!

MATTHIAS CLAUDIUS (1740-1815)

Literatur und Wirklichkeit

Es ist zur Regel geworden, daß die Weihnachtsnummer der Grenzfriedenshefte überwiegend Beiträge literarischen oder künstlerischen Inhalts bringt. Herausgeber und Redaktion hoffen damit sowohl den Wünschen der Leser entgegenzukommen als auch einer Aufgabe gerecht zu werden, die sich in einer Zeit aufdrängt, in der die kulturellen Lebensäußerungen an der Grenze zumindest eine ebenso große Bedeutung haben wie die politischen – wenn nicht gar eine größere. In den Beiträgen dieses Heftes erhalten wir in großen Zügen einen Überblick über literarische Beziehungen zwischen unseren beiden Nachbarvölkern seit fast zweihundert Jahren. Die Forschung beider Länder hat sich seit dem ersten Weltkrieg mit diesem Thema befaßt. Dies gilt insbesondere für die Zeit des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts und die Zeit der Romantik, über die Zeit nach 1864 und die Zwischenkriegszeit liegen nur begrenzt Untersuchungen vor. Nicht nur diese Tatsache ist bemerkenswert, sie wird sogleich verständlich auf dem Hintergrund der politischen Ereignisse seit 1848 bis nach dem zweiten Weltkrieg; fast noch interessanter ist das Echo, das die Wissenschaftler vor allem in den zwanziger Jahren fanden *oder auch nicht fanden*. Im Jahre 1925 erschien Otto Brandts „Geistesleben und Politik in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts“. 1926 folgte Leopold Magon mit seinem leider unvollendet gebliebenen großen Werk „Ein Jahrhundert geistiger und literarischer Beziehungen zwischen Deutschland und Skandinavien 1750—1850“; nennt man in diesem Zusammenhang noch den aus Anlaß der Kieler Woche 1929 von Carl Petersen herausgegebenen stattlichen Band „Deutschland und der Norden“, an dem auch skandinavische Gelehrte mitarbeiteten, so hat man sich drei Werke vergegenwärtigt, die zu den Standardwerken der deutschen Literatur- und Geisteswissenschaften zwischen den Kriegen gehören. Sie bedeuteten sowohl Höchstleistungen des Faches als auch einen Vorstoß in Neuland. Daran ändert auch nichts die kritische Antwort von Carl Roos, die dieser 1938 in Kopenhagen unter dem Titel „Germanica“ herausgab, eine Antwort ebenfalls von hohem wissenschaftlichem Rang.

Was war hier neu? Neu war die Absicht. Man wollte jedenfalls auf deutscher Seite ganz augenscheinlich den Raum der wissenschaftlichen Debatte erweitern, nämlich im Gespräch der Wissenschaftler über die historischen, politischen und psychologischen Spannungen zwischen Dänemark und Deutschland auch auf diejenigen unbestreitbaren Tatsachen hinweisen, die nicht nur von Spannungen,

sondern auch von Harmonien zwischen beiden Völkern zeugen.

Wie war die Wirkung? Augenscheinlich gering. Wohl erfuhren akademische Kreise eine Fülle neuer Tatsachen. Aber bedenkt man die Wirkung, die solche Gedanken auf breitere Kreise hätten haben können und müssen, dann muß man feststellen, daß diese Debatte der Gelehrten nicht auf das Leben Übergriff. Am wenigsten auf dänischer Seite, aber auch auf deutscher Seite kann man von nachhaltiger Wirkung oder gar Impulsen für neue Zielsetzungen nicht sprechen. Dafür gibt es viele Gründe. Sie können hier nicht aufgezählt werden. Ein Umstand sei jedoch hervorgehoben: die deutschen Forscher mußten natürlich zu einer sehr positiven Bewertung des dänisch-deutschen Gesamtstaates kommen, denn dieser bildete ja den Rahmen der goldenen Zeit, das wiederum erschien den dänischen Lesern fast als eine Glorifizierung einer Epoche, deren sie sich als Dänen keineswegs uneingeschränkt gern erinnerten. Also schon die Ausgangsstellung erschwerte ein fruchtbares Gespräch, denn der Gesamtstaat repräsentierte in dänischen Augen zwar auch eine große Zeit, aber doch eine Zeit einseitiger deutscher Prägung in Dänemark. Hinzu kam, daß die Lösung der Grenzfrage 1920 noch manche Wunden offengelassen hatte, schließlich kam die beschämende Zeit nach 1933. Kurz, die in der akademischen Höhenluft begonnene Debatte blieb stecken.

*

Wir stehen nach 1945 noch immer an einem neuen Anfang. Können wir aus dem Steckenbleiben des Gesprächs zwischen den Kriegen etwas lernen? Man sollte meinen – ja. In der zunehmenden Technisierung des Lebens verliert der moderne Mensch zunehmend seine Bindung an heimatliche, landschaftliche und volkliche Traditionen. Das bedeutet, daß die Form der deutsch-dänischen Auseinandersetzung um Schleswig sich grundlegend wandelt. War man früher getragen von volklich-politischen Bindungen, die zur Festsetzung konkreter Ziele führten, war man deshalb eine Gemeinschaft, die sich zur Tat sammelte, so ist man heute im Zustand des Übergangs – und deshalb nicht ungefährdet. Man lebt so oft als Angehöriger einer industriellen Massengesellschaft ohne rechten Sinn. Schließlich sind Auto und Fernsehapparat einmal bezahlt. Wenn man aber geschichtlich leben will, und nur so kann man sinnvoll leben, dann stellt sich jedem – *jedem von uns in diesem Lande* – die Frage nach der Aufgabe *unserer Zeit*. Und da müssen wir alle zunächst wissen, daß es eine große Aufgabe ist, das Fundament einer neuen Epoche zu legen. Diese Epoche wird sowohl in den Stuben der Gelehrten als auch in den Fraktionszimmern der Politiker, als in den Stuben der einzelnen Bürger und Bauern und Arbeiter des Landes geboren. Jeder ist aufgerufen. Aber worin besteht sein Beitrag? In der geistgeprägten Gestaltung seines Lebens, in seinem Beitritt, um mit Jaspers zu sprechen, zu der unorganisierbaren, aber verlässlichen Gemeinschaft der Vernünftigen. Ein solcher Beitritt ist eine Tat, denn er setzt den entsagungsvollen Fleiß der Arbeit an sich

selbst voraus, bringt nicht ohne weiteres klingenden Lohn oder äußeren Glanz. Und damit kommt, lokal betrachtet, spät, aber nicht zu spät auch jene Forschungsarbeit der zwanziger Jahre zur Geltung. Wer in diesem Lande mitsprechen und mitarbeiten will an der Gestaltung des Lebens, kann dies nicht tun, ohne die starke ethische, die große politische und die reiche ästhetische Entfaltung des heimatlichen Lebens im Laufe der Geschichte gelernt zu haben. Nur durch das Wissen um die Literatur wird sie zur Wirklichkeit. Wirklichkeit aber will und muß sie werden im Haushalt jedes einzelnen Menschen, wenn wir aus der Gegenwart in die Zukunft schreiten. Deshalb baten wir die Autoren dieses Heftes, die Goldmünzen der Forschung in echtes, gutes Silber zu wechseln, das heißt in die Münze, die jeder in die Hand bekommt. Deshalb war der Grenzfriedensbund sofort bereit, an der Verbreitung des Wissens über Deutschland und Dänemark in beiden Ländern mitzuarbeiten, als es galt, die im letzten Heft erwähnten beiden Schriften „Tyskland – vor nabo mod syd“ und „Dänemark – unser Nachbar im Norden“ herauszubringen. Waren diese beiden Bücher in der Tat ein Ereignis, und ist auch dieses Heft, in aller Begrenzung, die einer Zeitschrift innewohnt, ein notwendiges Wort in der Debatte, so entbindet die Situation uns nicht von der Verpflichtung, *systematisch nach neuen Möglichkeiten und Wegen* zu suchen, wenn wir der Forderung der Zeit gerecht werden wollen. Diese Forderung verlangt von uns die Liquidation des neunzehnten Jahrhunderts und die Beibehaltung seiner echten Werte sowie die Festsetzung neuer kultureller Werte, mit denen wir leben können. In der Zeitung „Der Nordschleswiger“ wurde mit Recht von der Notwendigkeit eines kulturellen Programms Nord gesprochen. Auf dem Gebiete der Literatur bietet sich vieles an. Übersetzungen sind Wege zwischen den Völkern, die gebaut werden müssen, Ausstellungen sind Fenster, durch die man zum Nachbarn hineinsehen kann. Literatur will Wirklichkeit, und Wirklichkeit will Literatur werden. Wer aus der Literatur des eigenen Volkes lebt, lebt wirklich; wer die Literatur des Nachbarn kennt, erhöht sein Dasein, er wird, wie Rilke durch die Lektüre Jacobsens, das Glück, den Reichtum, die unbegreifliche Größe einer Welt erfahren.

Was in Kopenhagen hätte sein können

Aus dem „Journal meiner Reise im Jahr 1769“

Den 4. Jul. stiegen wir in Painbæuf an Land, und unser Wahrzeichen war ein altes Weib. Man gewöhnt sich an alles, sogar ans Schiff, und mein erster Eindruck in der Barke war nicht ohne kleinen Schauer; so bei Helsingør, so hier. Wie gut wäre es gewesen, mich bei Kopenhagen zu debarkieren! ich erinnere mich noch der himmlischen Nächte, die ich vor Kopenhagen hatte, der schönen Tage, da wir die Jagdschlösser des Königs und seine Flotte vorbeizogen, der schönen Abende, da wir seine Gesundheit im letzten guten Rheinwein tranken. Ich bin aber zu gut, um mich lenken zu lassen, und ich gab mein Wort, ohne daß ich selbst wollte, und ohne daß ich sagen kann, ein anderer habe mich dazu gezwungen. Der Geist *Klopstocks* hatte nicht genug Anziehung für mich, um über die kleinen Hindernisse der Reise zu profitieren, und so ward mein ganzer Plan vereitelt. In Deutschland wäre kein Schritt für mich ohne den größten Nutzen gewesen, und meine Beschäftigung wäre in ihrem vollen Feuer geblieben. *Klopstock*, wie sehr dachte ich ihn zu nutzen, um seinen Geist und sein Temperament kennenzulernen! um mich mit ihm über sein Bild des Messias und seiner Zeit und seiner Religion überhaupt zu besprechen! um einen Funken von seinem Feuer zu bekommen! um seinen Messias noch einmal und von Angesicht zu Angesicht zu lesen, ihn deklamieren zu hören! und also auch nur von seinem Silbenmaße rechten Begriff zu erhalten! *Resewitz!* über wie viel Punkte der Offenbarung hatte ich nicht zu reden, wo man nur mündlich offenherzig ist! Über die ersten Urkunden des menschlichen Geschlechts; über unsere Begriffe von den Patriarchen; von Moses und seiner Religion; von der Theopneustie und dem Zustande der jüdischen Kirche zu aller Zeit; vom Charakter des Erlösers und der Apostel; vom Glauben; von den Sakramenten; von der Bekehrung; vom Gebet; von der rechten Art zu sterben; vom Tode und Auferstehung; von einer andern Welt nach den Bildern der Christen: welch ein Katechismus der Redlichkeit und mündlichen Offenherzigkeit! Alsdann *Cramer* und ihn predigen zu hören, ihnen meine Ideen von der geistlichen Beredsamkeit zu geben, vielleicht selbst zu predigen! Das Münzkabinett zu sehen und die Begriffe zu sammeln, die ich durchaus noch nicht habe!

Gerstenberg aufzusuchen, mit ihm die Barden und Skalden zu singen, ihn über seine Liebe und Tändeleien im *Hypochondristen*, und wo es sei, zu umarmen, die *Briefe über die Merkwürdigkeiten* etc. mit ihm zu lesen, von Hamann, Klotz usw. zu sprechen und *Funken zu schlagen zu einem neuen Geist der Literatur, der vom*

dänischen Ende Deutschlands anfang und das Land erquicke.

Heinrich Wilhelm von Gerstenberg

Ein Nestor der deutschen und dänischen Literatur

In wilhelminischer Zeit gefiel sich die nationalliberale Literaturgeschichtsschreibung eines Wilhelm Scherer und Erich Schmidt darin, die Bedeutung König Friedrich II. von Preußen für den Aufbruch der deutschen Literatur herauszustreichen. Das entsprach den Machtverhältnissen vor der Jahrhundertwende, aber nicht der historischen Wahrheit. So entstand die Lessing-Legende, derzufolge König Friedrich auch dann die deutsche Literatur zu ihren originalen Leistungen anspornte, wenn er sie mißachtete. Diese Legende verfiel mit dem Wilhelminismus.

Heute ist es klar, daß nicht Friedrich II. von Preußen, sondern Friedrich V. von Dänemark die größere Bedeutung für die deutsche Literatur am Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zukommt – vorausgesetzt, daß man überhaupt einem Monarchen diese Rolle zuschreiben will. Jedenfalls rangierte Kopenhagen vor Wien und Berlin und ist erst nach 1772 von Weimar abgelöst worden.

Die hervorragende Stellung deutscher Literatur in Kopenhagen hatte vielerlei Ursachen: Da war der dänische Absolutismus, der sich um seiner Macht willen lieber auf den deutschen als auf den einheimischen Adel stützte; da war die religiöse Bindung an das Luthertum und besonders an den Pietismus; da waren die Handelsbeziehungen zu den deutschen Ostseehäfen; da war nicht zuletzt eine günstige persönliche Konstellation mit König Friedrich V. und seinem Minister Bernstorff.

Der Klopstockkreis

So bildete sich der Kopenhagener Kreis. In seiner Mitte stand *Friedrich Gottlieb Klopstock*. Er lebte von einer Rente des Königs und arbeitete an der Vollendung seines „Messias“. Trotz seiner religiösen Dichtung war er ein weltoffener junger Mann. Er liebte sportliche Übungen, und seine wilden Wanderungen durch Seeland teilten die Freunde mit ihm. – *Johann Adolf Schlegel*, Vater der beiden romantischen Dichter, wirkte als Historiker an der Ritterakademie in Sorø. – Der Theologe *Johann Andreas Cramer* predigte in der deutschen St.-Petri-Kirche und schrieb in Kopenhagen seine frommen Lieder. Zeitweise wohnte er mit Klopstock zusammen. – *Friedrich Gabriel Resewitz* wirkte hier ebenfalls als Theologe. – *Gottlieb Friedrich Ernst von Schönborn* reiste von Kopenhagen aus nach Algier in

diplomatischer Mission für Dänemark. Er war der seltsamste unter den originellen Köpfen des Kopenhagener Kreises. Berühmt ist sein Briefwechsel mit Goethe. – *Matthias Claudius* diente als Sekretär beim Grafen von Holstein, reiste aber bald wieder ab, als er keine günstigere Stellung bekommen konnte. – *Gottfried Benedikt Funk* war von Cramer an den Sund geholt worden. Er wirkte als Theologe und Erzieher. – Der weltmännische Sekretär im Auswärtigen Amt, *Helferich Peter Sturz*, reiste mit Christian VII., dem schwachsinnigen Nachfolger Friedrich V., durch Europa. Er wurde unschuldigerweise in den Sturz Struensees verwickelt. Rückblickend schreibt er über *Heinrich Wilhelm von Gerstenberg*, den neben Klopstock bedeutendsten Dichter des Kreises:

„Wie oft lauschten wir an unseres Gerstenbergs Klavier, wenn er den holden Wechselgesang mit seiner zärtlichen Gattin anstimmte! Gerstenberg lebte damals in Lyngbye, nahe bei Bernstorff und hatte durch eine Reduktion den größten Teil seiner Einkünfte verloren, aber in seiner Hütte wohnten heitere Ruhe der Tugend und alle Freuden der Liebe. Hier sang er seinen unsterblichen Skalden, manches catullische Lied und erfand die goldenen Träume des guten leidenden Gaddo. Von ihm konnten die Hippiasse lernen, daß die Blume der Freude nicht auf ihren Parterren allein blüht, daß sie auch für die Sterne und Gerstenberge auf einer Sandwüste keimt. Wir eilten zum einsamen Hause und verließen Paläste!“

Die Geschichte des Klopstockkreises wurde mehr als einmal geschrieben. Es hieße eine Sache zum dritten Male aufwärmen, sollte sie hier wiederholt werden. Es kommt vielmehr darauf an, an Hand von Leben und Werk eines Mitgliedes des Klopstockkreises seine eigentümliche Stellung zur Nationalliteratur zu zeigen. Diese besteht darin, nicht im Gegensatz zu ihr, auch nicht in ihrem Bann oder in Neutralität zu ihr, sondern am Ursprunge zweier Nationalliteraturen zu stehen. Dafür ist hier Gerstenberg gewählt, denn sein Leben und sein Werk geben darüber den reichsten Aufschluß. An Gerstenberg läßt sich diese eigentümliche Stellung im einzelnen biographischen Ereignis, im besonderen Werk und an der Allgemeinheit seines Lebens exemplarisch aufzeigen.

Tondern und Husum, Altona und Jena

Es begann schon vor seiner Geburt. Das Reichsrittergeschlecht der Gerstenbergs stammt aus dem sächsisch-thüringischen Raum, aus der Gegend von Altenburg. Der Vater verließ das zerstrittene Deutschland, um sich in die Hauptstadt der Großmacht Schweden zu begeben. Dann stellte er sich aber gegen Ende des Nordischen Krieges in dänische Dienste und nahm am Polnischen Erbfolgekrieg (1733—35) teil. Nach Kriegsende erhielt er sein Standquartier in Tondern, also unmittelbar an der deutsch-dänischen Sprachgrenze. Ein Jahr später (1737) wurde sein Sohn Heinrich Wilhelm geboren.

Der Sohn hat seine schleswigsche Heimat dichterisch nicht gewürdigt. Er spricht

zwar von Austernbänken und Spitzenindustrie, aber seiner Generation lag es völlig fern, Naturlyrik oder Heimatnovellen zu schreiben. Trotzdem ist es wohl kein Zufall, daß nordisches Altertum den Dichter immer wieder faszinierte, waren doch die „Goldenen Hörner“ in Gallehus bei Tondern gefunden worden. Sie beschäftigten die Phantasie der Menschen in dieser Gegend. Noch der alte Gerstenberg hat sich Jahre später mit ihnen befaßt.

Gerstenberg wurde als dänischer Untertan geboren, denn durch den Nordischen Krieg war ganz Schleswig an das dänische Königshaus gefallen. Sein Bildungsweg führte ihn aber nach Süden. Er besuchte zunächst die Schule in Husum und dann das Gymnasium in Altona. Rektor war dort Gottfried Schütze, der „Advokat der alten und nordischen Völker“, ein Liebhaber nordischer Altertumskunde. Seine Schule machte er zu einer Pflegestätte dieses Faches, und auf Gerstenberg hat er nachhaltig gewirkt. Hier wurde die nordische Altertumskunde allerdings noch nicht in dichterischer, sondern in antiquarisch-wissenschaftlicher Weise betrieben.

Dichterische Einflüsse kamen von dem Schweizer Albrecht von Haller. Die ersten Versuche Gerstenbergs entsprechen dem schlechten, aber keineswegs schlichten deutschen Durchschnitt jener Zeit. Zu erwähnen ist ein Vorspiel, das der Achtzehnjährige für die Ambergische Schauspieltruppe verfaßte. Es ist zum Geburtstagsfest des späteren Zaren Peter III. auf dem Kieler Schlosse gespielt worden: ein bombastischer Lobeshymnus, in dem der Mangel an Einsicht in wirkliche Verhältnisse durch überspannte Rhetorik ausgestochen wird.

Von Altona reiste Gerstenberg zur Universität Jena. Das grobe Studentenleben – es übertraf damals alle Künste heutiger Sachso-Borussen – hat ihn abgestoßen, aber er bekam schon im Mai 1757 Anschluß an die „Deutsche Gesellschaft“. Sachsen war der Mittelpunkt deutschen Kulturlebens. In Christian Felix Weiße, dem Herausgeber der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“ erwarb Gerstenberg sich einen literarischen Fürsprecher. Er reiste auch zu Geliert nach Leipzig und erhielt von ihm eine Aufmunterung. Matthias Claudius hat er möglicherweise noch Anfang 1759 in Jena kennengelernt.

Gerstenberg studierte Jura; aber er befaßte sich mit Literatur. Sein erster Erfolg waren die „Tändeleien“, anakreontische Rokokogedichte. Lessing hat sie in der geschicktesten Weise wohlwollend besprochen, indem er sie als Übersetzung eines unbekanntenen Griechen ausgab. Nur so war es damals möglich, die Gedichte eines Deutschen vorurteilslos betrachten zu lassen. Daneben bedeutete dieses Verfahren das höchste Lob, das überhaupt gegenüber einem *deutschen* Dichter möglich war.

Die Kriegslieder

Der Erfolg machte den Dreiundzwanzigjährigen übermütig. Er gab sein Studium

auf und reiste zu seiner Verwandtschaft nach Puls bei Hohenwestedt. Hier beschäftigte er sich im stillen mit Englischstudien, bis er 1760 als Kornett bei der Kavallerie eintrat. Ein Dichter im Soldatenrock? Es scheint nicht Gerstenbergs Absicht gewesen zu sein, im Militärdienst unterzugehen. Vielmehr konnte er so eine feste Stellung erlangen, die ihm viel Zeit zum Schreiben ließ und außerdem das Trittbrett für eine bessere Position darstellte. 1762 schon wurde er Leutnant bei der Kompanie des Grafen Ahlefeld im Holsteinischen. Seine Stellung war wohl mehr die eines Sekretärs als eines Soldaten. Sie glich der Lessings beim General Tauentzien in Breslau, mit einem Unterschied jedoch: Preußen befand sich im Kriege. Auch dieser Unterschied wurde bald aufgehoben, denn durch den Regierungsantritt Zar Peters III. fühlte Dänemark sich aufs höchste bedroht und schritt zum Kampf gegen die russisch-holsteinische Doppelherrschaft. Gerstenberg zog mit ins Feld als Aide beim Generalquartiermeisterstab. Er zollte Mars seinen Tribut und schrieb „Kriegslieder eines königlich dänischen Grenadiers bei Eröffnung des Feldzuges 1762“. Das waren Lieder eines deutschen dänischen Untertanen für dänische Soldaten, die gegen einen deutschen Fürsten antraten, der gerade den russischen Thron bestiegen hatte und im Begriffe war, sich mit Friedrich II. von Preußen gegen Österreich und Frankreich zu verbünden. Die Art dieser Lieder lehnte sich an Gleims preußisch-patriotische Kriegslieder englischer Provenienz an.

In Gerstenbergs Liedern opfern Helden ihr Leben und trinken vorher Pulverdampf; aber die Lieder wirken nicht echt. Der Dichter selbst gestand ein, daß er nicht recht wußte, wofür die Grenadiere kämpfen sollten. Und außerdem – es war kein Pulver verschossen worden und kein Heldentod gestorben, denn der Feldzug endete friedlich, nachdem die Soldaten kaum die Trave überschritten hatten.

Gerstenberg blieb trotzdem bei der Kriegsschriftstellerei. Er übersetzte ein dreibändiges französisches Werk ins Deutsche, um damit eine moderne dänische Kriegswissenschaft zu begründen, und verfaßte – freilich unter dem dänischen Pseudonym Ole Madsen – das deutsche „Handbuch für einen Reuter“. König Friedrich V. ließ es an die Regimenter verteilen. Damit ist die Absicht dieses militärschriftstellerischen Eifers aufgedeckt: Gerstenberg wollte sich dem literatenfreundlichen Monarchen bekannt machen. Schon 1761 hatte er sich dem Kreis um Bernstorff genähert. 1762 reiste er für einige Monate nach Kopenhagen. Ihm wurden Aussichten auf eine hohe Stellung in der Militärverwaltung für Schleswig-Holstein eröffnet. Nach Schleswig zurückgekehrt, heiratete er daraufhin in der Kirche zu Friedrichsberg die Tochter eines Ratsverwandten, Sophie Trochmann.

Kopenhagen

1765 siedelte er mit seiner Familie nach Kopenhagen über und bezog die „Hütte“

in Lyngbye, ganz in der Nähe des Bernstorffschen Schlosses.

Gerstenbergs glücklichste und fruchtbarste Jahre waren die von 1762 bis 1767, also von der Zeit an, da ihm Aussichten auf eine gute Stellung unter Friedrich V. gemacht wurden, bis zu der Zeit, da nach dem Tode des Königs diese Aussicht zerschlagen wurde. In diese Zeit fallen drei Werke, die seinen Ruhm begründeten: das Gedicht „Der Skalde“, die Tragödie „Ugolino“ und die „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur“.

„Der Skalde“

Mit dem „Skalden“ eröffnete Gerstenberg den Reigen deutscher Bardengesänge, eine Gattung, in der besonders Klopstock glänzte, deren eigentlicher Begründer aber Gerstenberg war. Er vollzog die Synthese der nordischen Mythologie mit der anakreontischen Kunstform. Typisch dafür ist ein angehängtes Wörterverzeichnis zur nordischen Mythologie.

Der Skalde – das ist laut Wörterverzeichnis ein nordischer Dichter – entsteigt seinem Grabhügel. Er glaubt sich in Walhalla und preist die Bauwerke Fansal, Gladheim und Vingolf, das sind die seeländischen Schlösser Hirschholm, Frederiksborg und Fredensborg. Thorlaugur – so heißt der Skalde – kann seinen Freund Halvard nicht entdecken. Da erkennt er schauernd seinen blutbeschmierten Fuß, mit dem er auf Halvards Grabhügel steht.

Thorlaugs Blick geht in die Vergangenheit. Er sieht, wie er vor langer Zeit am gleichen Ort mit seinem Freunde geschworen hatte, einander „ihren Tod zu sterben“. Zum Abschied hat Halvard Thorlaug eine Harfe geschenkt. Nach drei Jahren fordert ein fremder Mann ihm die Harfe ab. Es kommt zum Zweikampf. Der Fremde stürzt, aber in seinem Blute gleitet Thorlaugur aus. Der Fremde, das ist Halvard, glaubt ihn tot und stürzt sich selbst ins Schwert. Da muß auch Thorlaugur sich töten. In die Gegenwart zurückgekehrt, bemerkt der Skalde die Veränderung der Welt. Er hört einen Choral J. A. Cramers – und ist gerührt. Dann singt er entsprechend der Götterdämmerung in der Völuspa den Untergang des nordischen Olymps. Er singt ihn – aber er beklagt ihn nicht.

Dieses Lied in fünf Gesängen entspricht dem Zeitgeschmack. Es ist zwar eine herkömmliche Tändelei, aber zugleich behandelt es etwas gänzlich Neues. Es ist höchst kultiviert, aber zugleich blutrünstig. Es steckt voller Bildung, soll aber an die volkstümliche Romanze anklingen. Es ist ein künstlicher Naturgesang, ein deutsch-nordisches Gegenstück zum französisch-südlichen Schäferlied.

Im zweiten Gesang des „Skalden“ fordert Gerstenberg die Söhne Danas auf, die Dichtung ihrer Väter wiederzubeleben. Er hat Erfolg gehabt, nicht nur bei den Söhnen Danas. Ob das nun ein Verdienst ist, kann dahingestellt bleiben. Wie man Goethe den „Rinaldo Rinaldini“ nicht vorwerfen darf, wird man Gerstenberg nicht für die „Urvätersaga“ verantwortlich machen.

„Ugolino“

Gerstenbergs Skalde hat Klopstock angeregt; aber auf dem Gebiet des Dramas empfing Gerstenberg umgekehrt seine Anregung von Klopstock. Durch seinen „Tod Adams“ hat er Gerstenbergs „Ugolino“ inspiriert.

Ugolino – der Stoff entstammt Dantes göttlicher Komödie – liegt mit seinen drei Söhnen im Hungerturm zu Pisa. Er hatte die Stadt vom Tyrannen befreit, dann wollte er selbst ihr Tyrann werden und wurde von einem dritten Tyrannen, dem Erzbischof Ruggiero, in den Hungerturm geworfen.

Der erste Akt beginnt im Turm. Der jüngste Sohn, Gaddo, schreit nach Brot. Aber Ugolino weiß, daß es keine Rettung gibt. Würdig zu sterben, ist sein letztes Ziel auf Erden. Francesco, der älteste Sohn, jedoch sinnt auf Rettung. Er findet eine Lücke im Mauerwerk. Der Vater warnt vor den Häschern, aber der Sohn springt aus dem Turm und scheint frei. Gaddo und Anselmo, der mittlere Sohn, phantasieren rührende Träume vom künftigen Festschmaus. Da werden zwei Särge in den Turm getragen. Dem einen entsteigt Francesco. Er ist vergiftet, aber er kann noch berichten, daß sie alle dem Tode verfallen sind, daß der Schlüssel zum Turm im Arno versenkt und daß im zweiten Sarg die vergiftete Mutter ist.

Francesco stirbt gefaßt. Anselmo aber, vom Hunger gejagt, macht sich über die Leiche der Mutter her. Ugolino wehrt ihn ab. Der kindliche Gaddo stirbt friedlich. Der letzte Kampf ereignet sich zwischen Vater und Sohn. Anselmo glaubt, daß der Vater nur seinen Tod abwartet, um sich dann am Leben zu erhalten. Er fällt den Vater an. Der aber ersticht ihn und dann sich selbst. Er stirbt einen stoischen Tod. Die drei Einheiten sind gewahrt. Alles ereignet sich in einer Nacht in einem Turm. Trotzdem verstößt diese Tragödie gegen die klassische Poetik, denn das Furchtbare ereignet sich nicht hinter, sondern auf der Bühne, ja, es ist das eigentliche Geschehen selbst.

Wie der Gegenstand, so ist auch die Sprache höchst gewagt und pathetisch. Anfang der zwanziger Jahre nannte der Gerstenbergmonograph Albert Malte Wagner den „Ugolino“ „expressionistisch“. Heute wird man den „Ugolino“ mit existentialistischem Theater verwandt finden, und zu seiner Zeit war er ein Vorläufer des Sturm und Drang. Er wurde immer als modern angesehen und wird immer modern bleiben, denn er ist „gewagt“. Trotzdem wurde der „Ugolino“ vergessen. Er ist zum letztenmal 1926 bei Reclam gedruckt worden.

„Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur“

Die größte kritische Wirkung erlangte Gerstenberg durch seine „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur“. Sie erschienen 1766–67 in Schleswig und werden danach kurz „Schleswigsche Literaturbriefe“ genannt. Sie standen in der Nachfolge der „Moralischen Wochenschriften“, die sich von England aus auf dem

Kontinent ausgebreitet hatten. Zu ihnen gehörte auch der „Nordische Aufseher“, mit dessen Hilfe die deutschen Theologen Kopenhagens eine Fehde gegen Lessing austrugen. Die „Schleswigschen Literaturbriefe“ sind als direkte Nachfolger des „Nordischen Aufsehers“ zu betrachten.

Dreierlei Beiträge machen die Bedeutung der „Schleswigschen Literaturbriefe“ aus: Der Wert von Genie und Originalität wird betont, damit sind die Briefe Ausdruck der Geniezeit und Vorbereiter des Sturm und Drang; sie kommen erstmals zu einer angemessenen Würdigung Shakespeares, die Lessing zwar vorbereitet, aber keineswegs vollendet hatte; sie erkennen den Unterschied und eigenen Wert einer aus dem Gemüt entspringenden Lyrik gegenüber der rhetorisch-antithetischen der unmittelbar vorhergehenden Zeit.

Besonders in ihrem Beitrage zur Kenntnis der Lyrik wird klar, wie stark Dänemark, das damals führend in der Volksliederforschung war, zur Entstehung dieser Briefe beigetragen hat.

Johann Gottfried Herder erkannte die Bedeutung der „Schleswigschen Literaturbriefe“ wohl am deutlichsten. Er schrieb schon kurz nach dem Erscheinen der ersten beiden Teile:

„Von den Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur sieht man offenbar, daß diese Leute eine vierte Fraktion machen wollen, die die Berliner Literaturbriefe herabzuwerten, die Gottschedianer etwas zu retten und die Schweizer, ich weiß nicht, zu loben oder zu tadeln sucht. Sie scheinen, da die Schweizer griechische Bärte trugen, die Gottschedianer dumme Deutsche waren, und die Literaturbriefe anglo-gallisierten, einen skaldischen Geschmack aufbringen zu wollen, der zur Bildung Deutschlands viel beitragen kann, ... wir sinds zufrieden. Ihr Stil ist moserisch und ihre Denkart nordisch.“

Diesen Beitrag zur Bildung Deutschlands hat dann recht eigentlich Herder selbst geleistet, denn sein epochemachender „Shakespeareaufsatz“ und sein „Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker“ präzisieren die Grundgedanken der „Schleswigschen Literaturbriefe“ und wurden ursprünglich für ihre Fortsetzung geschrieben. So war Gerstenberg Geburtshelfer der deutschen Romantik, bevor die Klassik in Erscheinung trat.

Lübeck

So modern und wegweisend Gerstenbergs Schriften der Kopenhagener Zeit auch waren, gehörte ihr Autor doch bald zum alten Eisen, denn er setzte nicht fort, was er begonnen, entfaltete nicht die Knospe seines Genies, sondern verstrickte sich in geldliche, berufliche und persönliche Zwistigkeiten.

Das lag zum Teil an seinem bequem-nachlässigen Temperament – er war eben Genie, auch im schlechten Sinne des Wortes –, aber noch mehr lag es an den *äußeren* Umständen.

Friedrich V. von Dänemark starb 1766. Ein Jahr später zerschlugen sich Gerstenbergs Aussichten auf eine wohldotierte Position. Von hier an begann seine materielle und geistige Misere. Der Strom seines originalen Schaffens stockte dann endgültig nach dem Sturze Struensees 1772. Drei Jahre später wurde ihm endlich die Position eines dänischen Residenten in Lübeck angeboten. Er schlug ein. Hier hatte er die dänischen Gerechtsame zu hüten, war aber zugleich recht unabhängig. Trotzdem nutzte er die Gelegenheit zur Schriftstellerei nicht. Er war wie abgeschnitten von den Quellen seiner Kraft.

Den anderen Freunden aus Kopenhagen scheint es ähnlich gegangen zu sein. Auch sie waren wieder ins Deutsche Reich gezogen, aber sie fühlten sich nicht zu Hause. Klopstock schrieb seine Gelehrtenrepublik, und Claudius reiste von Wandsbek zu Gerstenberg, um ihn für ein utopisches Projekt zu gewinnen. Deutsche Literaten – zumeist ehemalige Kopenhagener – hatten einen großartigen Plan entwickelt: sie wollten auf der Insel Otaheiti eine Künstlerkolonie gründen, um der europäischen Misere zu entrinnen. In diesem Plan läßt sich die utopische Konzeption des wiederhergestellten Kopenhagener Literatenparadieses erkennen. Helferich Peter Sturz führte diplomatische Verhandlungen zu seiner Verwirklichung, aber es fehlte wohl doch die letzte Entschiedenheit. Man hegte den Traum, verzichtete aber auf das Risiko seiner Verwirklichung.

Eutin

Gerstenberg wurde von alten Kopenhagener Schulden gequält. Ein Freund übernahm alle diese Verpflichtungen. Endlich gelang es durch Hilfe des jüngeren Stolberg, Bernstorffs und Boies, den Bedrängten wirtschaftlich zu sanieren. Er durfte nach russischem Brauch seine Stellung verkaufen und erhielt dafür 20 000 Taler. Nun zog es ihn von Lübeck fort. Er ließ sich in Eutin nieder und schrieb sogar wieder.

Daraus entstand sein Melodrama „Minona oder die Angelsachsen“. Vielleicht war es nicht schlechter als seine früheren Arbeiten, aber inzwischen standen Goethe und Schiller auf dem Höhepunkt ihres Schaffens. „Minona“ blieb unbeachtet.

Gerstenberg führte in Eutin ein ruhiges Leben. Er verkehrte mit Voss, der allmählich verknöcherte. Die meisten Tage verbrachte er aber in besinnlicher Einsamkeit. Er trank übermäßig viel Tabakrauch, wie seine Grenadiere einst Pulverdampf, und trug statt des Kriegsrockes den Schlafrock.

Altona

Nach dem Tode seiner Frau zog er wieder in die Stadt seines Aufbruchs, nach Altona. Freunde verschafften ihm über Kopenhagen eine neue Position. Er wurde Lotteriedirektor und mußte vor dem Stadthause in Altona auf dem Altan

präsidieren, wenn das arme Volk sein Los im Verhältnis 1:18 an den Staat verspielte.

Wissenschaftlich beschäftigten ihn Kantstudien. Er raffte sich auch zu einer Gesamtausgabe seiner Schriften auf. 1815—16 erschien sie endlich. Aber die Zeit der Feldzüge über die Trave war längst vorbei. Sogar der große Napoleon war inzwischen von der Weltbühne verschwunden. Kriegslieder hatte Theodor Körner gesungen, und für „Tändeleien“ interessierten sich nicht einmal mehr die Höfe. Gerstenberg war tot. Goethe tadelte ihn in „Dichtung und Wahrheit“ heftiger, als es einem Lebenden gegenüber schicklich war, zumal, wenn man ihm einiges verdankte. Goethe hielt ihn schon für gestorben, aber Gerstenberg starb erst 1823, als Heinrich Heine bereits seine ersten Lieder veröffentlicht hatte.

Gerstenbergs Bedeutung für die deutsche und die dänische Literatur

Gerstenberg war in seinen letzten Jahren zu einem Überbleibsel einer vergangenen Epoche geworden. Gerade darin lag zum Schluß aber auch seine Stärke. Für die aufblühende Literaturgeschichte wurde er jetzt interessant. 1818 wandte der dänische Literaturhistoriker Knud Lyne Rahbek sich an ihn, um ihn als Zeugen über sich selbst und seine vergangene Epoche zu vernehmen. Im Jahr darauf nannte Rahbek ihn während einer Festrede zur Klopstockfeier in Hamburg einen „Nestor der deutschen und dänischen Literatur“. Damit ist Gerstenbergs Rolle prägnant beschrieben.

Es bleibt hier zum Schluß die Aufgabe, Gerstenbergs Verdienst um den Ursprung beider Nationalliteraturen darzulegen und zusammenzufassen:

In Stichworten: Originalgenie, Shakespeare, lyrisches Lied – das sind seine Verdienste für Deutschland.

Für Dänemark wirkte er im gleichen Sinne: Im „Skalden“ mahnte er die Söhne Danas zur Wiederbelebung der nordischen Dichtung. Er war der Urheber der „Samling af adskillige skrifter til de skønne videnskabers og de danske sprogs opkomst og fremtarv“, die in Sorø erschien. Er teilte dem Leser mancherlei aus Ole Vorms unzugänglichem Werk mit. Er verbreitete Peder Syvs vergessene Einleitung zur Ausgabe seiner Volkslieder. Er wies nachdrücklich auf die „Kjæmpeviiser“ hin, die Holberg lächerlich gemacht hatte. Er öffnete den Dänen die Augen für Shakespeare und damit für eine dramatische Form, die dem neuen Gehalt angemessen war. Das alles wirkte er „nicht kühl und kritisch, sondern mit befeuerter Seele“ (Magon). Am bedeutsamsten ist wohl, daß Gerstenberg mittelbar durch Klopstock und womöglich auch unmittelbar Johannes Ewald das dänische Altertum erschlossen hat. „In Ewalds Dichtungen hat Gerstenberg Dänemark zurückgegeben, was er von ihm empfangen hatte ... Auch an der zweiten und endgültigen Wiederbelebung des nordischen Altertums durch die dänische Romantik ist Ewald beteiligt, denn ‚Rolf Krage‘ und ‚Balders Tod‘

weckten die ersten Funken des nordischen Dichterfeuers im Herzen Oehlenschlägers“ (Magon: Ein Jahrhundert geistiger und literarischer Beziehungen zwischen Deutschland und Skandinavien).

Gerstenbergs Umgang mit der deutschen und dänischen Literatur ist vorsichtig und behutsam. Das wird nirgendwo so deutlich wie in seiner Besprechung von Holbergs „Peter Paars“. Hier hält er den Dänen eine Standpauke, weil sie im Begriffe seien, *ihren* Holberg zu vergessen. Er beginnt zu diesem Zwecke aber nicht eine deutsche Mahnrede, sondern zitiert einen dänischen Aufsatz über „Gedanken von der Liebe des Vaterlandes“. Nur so diffizil fand er es möglich, als Deutscher die Dänen zu ermahnen; und es ist klar, daß er mit Hilfe des Dänen zugleich die Deutschen ermahnt hat.

Reise von Kiel nach Kopenhagen

Chamisso unternahm 1815 bis 1818 eine Weltreise mit der „Romanzoffischen Entdeckungs-Expedition“. Er bestieg das Forschungsschiff Rurik in Kopenhagen: „In Kiel am 22. Juli angelangt, war ich daselbst gleich heimisch, wie ich überhaupt die Gabe in mir fand, mich überall gleich zu Hause zu finden. Etliche der Männer, die ich zu sehen hoffte, waren bereits zur Krönung nach Kopenhagen abgereist. Ein Freund führte mich in befreundete Kreise ein und ich wartete in freudigem Genusse des Moments auf die Abfahrt des Paketboots, an dessen Bord ich erst am 24. Juli vor Tagesanbruch gerufen ward. Ich hatte mich mit ängstlicher Bedächtigkeit erkundigt, ob der Fall überhaupt denkbar sei, daß durch widrige Winde aufgehalten oder verschlagen das Paketboot über acht Tage auf der Fahrt nach Kopenhagen zubringen könne, und mir war versichert worden, man könne im schlimmsten Falle immer noch bei Zeiten auf den dänischen Inseln landen.

Ein Einlaß des Meeres schlängelte sich, gleich einem Landsee, landeinwärts nach Kiel, begrenzt von Hügeln, die im schönsten Grün der Schöpfung prangen. Ein Binnenmeer ohne Ebbe und Flut, in dessen glatte Spiegelfläche das grüne Kleid der Erde hinabtaucht, hat das Großartige des Ozeans nicht. Nettelbeck schild die Ostsee einen Entenpfuhl; man kommt auf der Fahrt von Kiel nach Kopenhagen nicht einmal in das Innere desselben hinein, indem man immer Sicht des Landes behält. Aber recht anschaulich wurde, wie die Meere recht eigentlich die Straßen des Landes sind, bei der Menge Segel, die man um sich sieht, und von denen wir zwischen der grünen Ebene Zeelands und den niedrigen Küsten Schwedens nie unter fünfzig zählten.

Wir waren am Morgen des 24. Juli unter Segel gegangen. Am Abend frischte der Wind, und die Nacht war stürmisch. Als das Schiff, eine Galeasse von fünf Mann Equipage, zu rollen begann, wurden auf demselben die anfangs lauten Passagiere still, und ich selbst zahlte dem Meere den ersten Tribut. Aber ich erholte mich am andern Tage wieder und glaubte mich schon wohlfeileren Kaufes abgefunden zu haben, als ich selber befürchtet hatte. Nebst dieser Erfahrung erwarb ich auch auf dieser Vorschule des Weltumseglers anderes, wovon ich zu reden Anstand nehme. Das ergab sich später, als ich nicht gern fand, was ich doch emsig zu suchen vermocht wurde. In der Apotheke zu Kopenhagen, wo ich des Dänischen unkundig, mein bestes Latein hülfesuchend entfaltetete, antwortete mir der Laufbursche in noch viel besserem Deutsch, indem er mir die geforderte Salbe einhändigte. Wir wurden am 26. Juli mittags bei gänzlicher Windes- und

Meeresstille in den Hafen von Kopenhagen von unserm Boot bugsiert. Ich habe in Kopenhagen, wo ich mich gleich heimisch eingerichtet hatte, mit lieben teilnehmenden Freunden und im lieb- und lehrreichen Umgange von Männern, die in Wissenschaft und Kunst die Ehre ihres Vaterlandes sind, vielleicht die heitersten und fröhlichsten Tage meines Lebens verlebt. Hornemann war zur Zeit abwesend, dagegen Pfaff aus Kiel in Kopenhagen. Oehlschläger beschäftigte sich eben mit der Übersetzung der Undine von Fouque. Das Theater war, wie gewöhnlich in den Sommermonaten, geschlossen. Bibliotheken, Sammlungen, Gärten beschäftigten mich während der Stunden des Tages, die Abende gehörten der schönsten Geselligkeit.

Ich habe der Salbung, nach unserem Sprachgebrauch der Krönung, des vielgeliebten Königs Friedrich VI. von Dänemark im Schlosse zu Friedrichsburg beigewohnt. Ich bemerke beiläufig, daß meine Freunde die für mich nötige Einlaßkarte von einem Juden, der solche feilhatte, erhandelten.

Kopenhagen scheint mir nicht größer, nicht volkreicher als Hamburg zu sein; breite Straßen, neue, charakterlose Bauart. Das neue Stadthaus ist in griechischem Styl aus Backsteinen mit Kalkbewurf gebaut. Die Dänen hassen von jeher die Deutschen: nur Brüder können einander hassen. Jetzt aber hassen sie zuvörderst die Schweden, sodann die Engländer und der Haß gegen die Deutschen tritt zurück. Sie ringen nach Volkstümlichkeit und sind gedemütigt. Viele lieben deswegen doch nicht Napoleon; nur erkennen alle, und wer wollte es leugnen, daß sie das Opfer der Sünden anderer geworden sind. An Frankreichs Schicksal nehmen sie teil, weil Frankreichs Macht der Macht ihrer Unterdrücker, der Engländer, die Waage hielt. Sie sind Seemänner, ein Volk der See. Man schaut es von Kopenhagen aus, daß Norwegen nicht, und minder noch als die deutschen Provinzen, eine Besetzung von Dänemark, sondern der Sprache, der Verwandtschaft, der Geschichte nach recht eigentlich die andere Hälfte des Reiches war. Die Flotte aber war das Palladium. Gewöhnlich wurde bei den Symposien, zu denen ich zugezogen ward, das norwegisch volkstümliche Lied Sinclair Song mit Ingrim und Wehmut gesungen, und der Toast: „Auf die erste glückliche Seeschlacht!“ ausgebracht. Die Zeremonie der Salbung, bei der er mit Krone und Zepter, und seine Ritter in altertümlicher Tracht um ihn her, erschienen, war kein Schau- oder Faschingspiel, sondern das Herz der Dänen war dabei, und der Volksgeist belebte noch die alten ehrwürdigen Formen. Billigdenkende rechnen mit dankbarer Liebe dem Prinzen Christian das in Hinsicht Norwegens Unternommene und wirklich Erreichte zu. Unbillige das Unerreichtgebliebene und mißschätzen ihn. – Zu Kiel sind die Professoren deutsch, die Studenten dänisch gesinnt.“

Bis Nationen sich einander anerkennen, dazu bedarf es immer Zeit, und wenn es geschieht, geschieht es durch beiderseitige Talente, die einander eher als der große Haufe gewahr werden.

GOETHE

Friedrich Hebbel in Kopenhagen

„Den 12. November 1842 verließ ich abends um 10 Uhr Hamburg ... Morgens um, 9 Uhr war ich in Kiel ... Ich ging, um das Wirtshaus zu vermeiden, spazieren, nach Düsternbrook hinaus. Ein toter Fisch lag am Wege, das Wasser hatte ihn ausgestoßen, es kümmerte sich nicht darum, wie er verende. Das Wäldchen von Düsternbrook war vergilbt, Millionen von Blättern lagen am Boden. Ich ging und betete zu Gott. Inzwischen hatte es zu tröpfeln angefangen, nun kam ein starker Regenguß, und ich mußte doch ins Wirtshaus, um nicht vor Besteigung des Dampfschiffes durchnäßt zu werden. Um 2 Uhr an Bord; montags um 12 Uhr mittags in Kopenhagen.“ So beschreibt Friedrich Hebbel in seinem Tagebuch seine Reise in die dänische Hauptstadt.

Welchen Zweck verfolgte er mit dieser Reise? Hatte sie irgendeine Bedeutung für sein Leben? Wie war dieses Leben bisher verlaufen?

Wesselburen — die „Dithmarsische Sklaverei“ und Adam Oehlenschläger

Hebbels Jugend, die 22 Jahre von 1813 bis 1835 in dem „jämmerlichen“ Städtchen Wesselburen, war eine harte Zeit der Entbehrung. Sein Vater konnte als einfacher Maurer zwar die bitterste Armut von der Familie fernhalten; als allerdings das eigene kleine Häuschen infolge einer gutgläubig geleisteten Bürgerschaft aufgegeben werden mußte, sank die Familie zu „Hungerleidern“ herab. Nach dem Tode des Vaters, mit vierzehn Jahren, trat Hebbel zunächst als Laufbursche und dann als Schreiber in den Dienst des Kirchspielvogtes Mohr, der in Wesselburen die niedere Gerichtsbarkeit ausübte. Freie Kost und Wohnung wurden dem Jungen gewährt. Mohr stellte ihm seine recht umfangreiche Bibliothek zur Verfügung, so daß er sich geistig beschäftigen und sich juristische und allgemeine Kenntnisse aneignen konnte. Trotzdem empfand er diese Jahre als eine „Hölle“, die er auf der „schnödesten Galeere unter dem Kommando eines vornehmen Philisters vergeuden“ mußte. Es war nicht die materielle Not, die Hebbel nach Möglichkeiten suchen ließ, diesem Leben zu entfliehen, ihn trieb die Angst davor, in der „Dithmarsischen Sklaverei“ zugrunde zu gehen: „... denke es Dir einmal“, schrieb er an einen Freund, „ich bin 21 Jahre alt und für die Aufgabe meines Lebens ist nichts geschehen. Dieses nichts ist hinreichend, mich zu einem Nichts zu machen ... nur noch ein Jahr, und meine Kraft ist gebrochen. Wäre ich nur erst aus Wesselburen – Du solltest sehen, ich würde aufblühen wie Arons Stab.“

Verschiedene Pläne versuchte Hebbel zu realisieren, um aus Wesselburen

herauszukommen. Er stellte sich zunächst bei dem Direktor des Hamburger Stadttheaters, Karl Lebrun, vor, mit der Absicht, Schauspieler zu werden. Allerdings gab er diesen Entschluß, der weniger aus Liebe zur Sache, als „aus Verzweiflung darüber, daß ich keine einzige Bahn vor mir sah“, gefaßt worden war, nach der wohlmeinenden Warnung Lebruns schnell wieder auf. In dieser Situation wandte er sich mit einem Bittbrief an sein bewundertes Vorbild Ludwig Uhland: „... da richtete ich meine Hoffnung auf Sie, und ich weiß, diese meine Hoffnung wird mich nicht täuschen.“ Allerdings wurde er enttäuscht. Uhlands Antwort war „freundlich ablehnend“: die beigelegten lyrischen Proben lobte er, die Bitte aber, Hebbel nur „eine kleine Schreiberstelle“ zu besorgen, konnte er nicht erfüllen; er tröstete ihn, auszuharren und „nach Ihren besten Kräften an Ihrer inneren Entwicklung fortzuarbeiten, bis sich auch äußerlich eine günstigere Wendung der Umstände zeigt“. Der neuerliche Mißerfolg entmutigte Hebbel nicht, jetzt einen Plan zu verfolgen, „den ich am liebsten von allen realisiert sähe. Ich möchte mich nämlich an Oehlenschläger mit der Bitte um Forthilfe und Beförderung wenden.“ Hebbel kannte von dem dänischen Dichter Adam Oehlenschläger „nur zwei Werke“, den Roman „König Hroa in Leire“ und das Schauspiel „Ludlams Höhle“. Dieses Stück besonders hatte es ihm angetan: „Es bringt durch die einfachsten Mittel die größte Wirkung hervor. Ich bewundere den Mann.“ Von ihm glaubte er mit Sicherheit Hilfe erwarten zu können: „Er ist ein großer und zugleich feiner Mann; dem großen Mann werden einflußreiche Verbindungen gewiß wie von selbst in Menge kommen, und der feine Mann wird sie sicher zu erhalten und sich unentbehrlich zu machen wissen; er steht der Wahrscheinlichkeit nach sogar in gutem Vernehmen mit dem königlichen Hof. Alles dieses dürfte mehr als hinreichend sein, es ihm, wenn er nur wollte, möglich zu machen, einem armen Teufel wie ich es bin fortzuhelfen; und keinem möchte ich mein Lebensglück lieber verdanken als einem Manne wie ihm.“ Seinen in Kopenhagen studierenden Freund H. A. Th. Schacht bat Hebbel, möglichst umfangreiche Informationen über den Dichter einzuholen: über sein „Wesen“, die „Art und Weise, wie man ihn zu nehmen hat, um einen guten Eindruck bei ihm hervorzubringen“, über „seine größere oder geringere Bereitwilligkeit, Gefälligkeiten der fraglichen Art zu erweisen“, über sein Verhältnis zur Universität, seine Titel, überhaupt nach allem sollte sich der Freund erkundigen, „was irgend nützlich sein könnte“. Am 18. Januar 1834 schrieb Hebbel dann „an den Herrn Professor Oehlenschläger“ einen Brief, der nicht erhalten ist und der seinen Empfänger wahrscheinlich nie erreicht hat: Schacht, an den der Brief zunächst gerichtet war und der ihn weiterleiten sollte, hat ihn wohl nicht abgegeben; jedenfalls verlief auch dieser Plan im Sande – Oehlenschläger antwortet nicht. Als später Nachklang zu dieser Episode findet sich im Tagebuch vom 16.7.1835 folgende Eintragung: „Nicht vergessen: Kritik über Oehlenschläger. (Eine Danksagung!!!)“. Eine Danksagung zweifellos dafür,

daß dieser ihm nicht geholfen hatte. Und wieder fast zwei Jahre später erfolgte sie dann in der Form einer äußerst negativen Kritik der Gedichte Oehlenschlägers. Im Tagebuch heißt es: „Da lese ich heute Gedichte von Oehlenschläger. Nun auch so ganz und gar nichts! Solche dicke, niederträchtige Erdschwämme, die sich für Blumen ausgeben! Am widerlichsten ist's mir, daß dies halbausgebackene Gesindel immerfort von Sängers Beruf, von Sängers Lust und Leid schwelgt. Wär ich Rezensent, ich schlosse meine Rezension wie folgt: ich muß abbrechen, denn ich machte meinen eigenen Verstand verdächtig, wenn ich anderen nicht den Verstand zutraute, solche Gedichte pp. pp. pp.“

Hamburg, Heidelberg, München – Studienjahre

Als Hebbel diese Zeilen schrieb, war er schon zwei Jahre aus seinem Geburtsort fort. Amalie Schoppe, eine vielgelesene Unterhaltungsschriftstellerin in Hamburg, hatte ihm die Möglichkeit verschafft, die als „Hölle“ empfundene Enge in dem „Loch“ Wesselburen zu verlassen. Hebbel hatte einige Gedichte an diese durchaus hilfsbereite, wenn auch etwas schwärmerisch-sentimentale Frau gesandt, die sie in ihren „Neuen Pariser Modeblättern“ veröffentlicht hatte. Dadurch konnte sie einige vermögende Bekannte für Hebbel interessieren, die die Mittel für ein Leben in Hamburg zur Verfügung stellten.

Schon nach einem Jahr, im März 1836, verließ Hebbel Hamburg wieder. Er ging nach Heidelberg, um Jura zu studieren. Finanziell war der Aufenthalt gesichert durch die restliche Summe der von den Hamburger Gönnern zur Verfügung gestellten Mittel und durch Hilfsbereitschaft einer Frau, die in der Liebe und Sorge für ihn den Sinn ihres Lebens sah. Hebbel hatte Elise Lensing kennengelernt, als Amalie Schoppe ihm bei deren Eltern am Stadteich ein kostenloses Zimmer besorgte. Sie war neun Jahre älter als er, arbeitete als Putzmacherin und besaß durch ein kleines geerbtes und aufgespartes Vermögen eine gewisse Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Von Hebbels erstem Aufenthalt in Hamburg bis zu Elise Lensings Tod dauerte dies Verhältnis, das auf der einen Seite wahrhafte Liebe und uneingeschränkte Opferbereitschaft kennzeichneten, das auf der anderen Seite bestimmt wurde von der Einsicht, diese Liebe nicht mit dem gleichen tiefen Gefühl erwidern zu können und von der Furcht, durch die Bindung an diesen Menschen den Sinn und die Aufgabe des eigenen Lebens zu verfehlen. – Hebbel erkannte sehr bald, daß die Entscheidung für die Rechtswissenschaft falsch gewesen war. Sein Entschluß, nach München zu gehen, wurde von verschiedenen Gründen bestimmt: er erhoffte sich „bedeutende äußere Anregung“, eine ihm „zusagende, beständige Tätigkeit“; er versprach sich eine leichte Verbindung zu Journalen, und nicht zuletzt waren sein Wunsch, „endlich einmal bedeutende Werke der bildenden Kunst zu sehen“ und die Meinung, daß man in München „noch ein Drittel wohlfeiler“ leben könne als in Heidelberg,

ausschlaggebend für seine Entscheidung. Äußerlich abgerissen und mittellos und ohne greifbaren Erfolg kehrte Hebbel zwar nach zweieinhalb Jahren im März 1839 nach Hamburg zurück, für die „Ausbildung der eigenen Persönlichkeit“ aber, für die Formung des Dichters waren diese einsamen, hypochondrischen, durchhungerten Jahre von entscheidender Bedeutung: die Gewißheit dichterischer Begabung und der feste Entschluß, dieser Begabung zu leben, waren das Ergebnis selbstquälerischer Zweifel.

Wieder in Hamburg — in scheinbar auswegloser Lage

Der zweite Aufenthalt in Hamburg brachte Hebbel vor allem mit der „Judith“, aber auch mit der „Genoveva“ zwar ein bescheidenes literarisches Ansehen, aber keineswegs die Möglichkeit, Elise Lensing, bei der er wieder wohnte, und sich zu ernähren. Elises Schwangerschaft – Hebbel und sie waren nicht getraut – und die Geburt eines Sohnes im November 1840 verschlimmerten seine Situation sehr. Einkünfte aus dem Druck der „Judith“ und einem Band Gedichte und Elises geringe Mittel ermöglichten der kleinen Familie zunächst noch eine bescheidene Existenz. Aber die finanzielle Not wurde immer drückender: „Meine Lebenssituation wird immer fürchterlicher, ich habe für mein Kind, ich habe für eine Freundin zu sorgen, die ihr Letztes mit mir geteilt hat. Ich habe in der ganzen Welt keinen Einzigen, von dem ich Hilfe erwarten dürfte; und wenn ich mich auch über den Drang des Augenblicks noch einmal hinüberflüchtete, was wäre damit erreicht? Nur ein Aufschub, eine kurze Frist. Elise ist völlig entblößt, sechs Jahre hat sie mich über den Wellen gehalten, nun ist sie selbst dem Untergang nahe, und ich habe kein Boot, in das ich sie hineinziehen kann.“ Diese Tagebucheintragung von 1. Mai 1842 kennzeichnet Hebbels Situation in diesem Jahr. Hinzu kam, daß auf die vergangene produktive Zeit, in der als drittes Schauspiel „Der Diamant“ entstanden war, eine völlig unproduktive Phase der geistigen Erschlaffung folgte, die Hebbel wieder an seiner dichterischen Kraft zweifeln ließ. In seinen drei Stücken, einem Band Gedichte und einigen Erzählungen besaß er zwar Beweise seines Talents, auch hatten ihm diese Arbeiten ein gewisses literarisches Renommee erworben, das Unzulängliche und Unhaltbare seiner Lage erkannte er aber deutlich. Hebbel befand sich im Sommer 1842 in einer festgefahrenen Situation, die durch persönliche Anstrengungen nicht zu verbessern war; die Umstände zwangen ihn, zu versuchen, durch fremde Hilfe eine entscheidende Wendung zu erreichen.

Kopenhagen — die Hoffnung des Dichters

Eine persönlich vorgetragene Bitte um Unterstützung bei seinem obersten Landesherrn, Christian VIII., dem König von Dänemark, dessen Untertan er als Dithmarscher ja war, schien ihm der erfolgversprechendste Weg zu sein. Worin

sollte die Bitte konkret bestehen? „Über die Zwecke und Absichten, die mir vorschweben, mag ich mir gar keine Rechenschaft geben“, heißt es im Tagebuch. „Eine Professur? Wie lückenhaft, unzusammenhängend, unbedeutend sind meine Kenntnisse. Was sonst? Ein Reisestipendium? Das Glück müßte sehr viel für mich tun, wenn ich ein solches davontragen sollte. Doch gleichgültig, die Reise eröffnet mir wenigstens Perspektiven und Möglichkeiten, während ich in Hamburg verwesen müßte.“ Und an anderer Stelle heißt es: „Bedeutungsvoll in jeder Beziehung wird die Reise für mich werden. Ich hoffe, sie soll mir äußerlich zu einer Existenz verhelfen und auch innerlich die letzte Hand an mich legen.“ Zweierlei also versprach Hebbel sich von diesem Schritt: eine finanziell gesicherte Existenz als Professor für Ästhetik an der Universität Kiel – um diese Stelle wollte er sich bewerben – oder die Bewilligung von Geld für eine Reise – das war das eine; sich als Mensch weiter auszubilden durch das Leben in der neuen Umgebung – das war das andere. „Ich bin gezwungen, mich zu benehmen, ein scharfes Auge auf meine Umgebung zu halten, ich kann mich nicht wieder in einen hypochondrischen Winkel zurückziehen, ich muß mit den Menschen verkehren, und es ist gewiß Zeit, daß ich dies endlich lerne. Der Dichter in mir hat seine Bildung erlangt, aber der Mensch ist noch weit zurück.“ Hebbel verschaffte sich Empfehlungsschreiben an einflußreiche Hofbeamte in Kopenhagen und versuchte, das nötige Geld zu bekommen. Sein Verleger Julius Campe „erklärte sich auf der Stelle zu dem Vorschuß von 20 Louisdors“ bereit. Außerdem hatte er sich an den Vater eines Münchener Freundes gewandt. Als von diesem eine positive Antwort eintraf, notierte Hebbel im Tagebuch: „Ein großer, wichtiger Freudentag. Der alte Rousseau schickt mir einen Wechsel auf 20 Louisdors als Darlehen. Nie zu vergessen: das wird, wenn ein Gott über mir waltet, das Fundament meiner Zukunft werden, denn es setzt mich in den Stand, meine Reise nach Kopenhagen durchzusetzen.“

In der dänischen Hauptstadt

Am 14. November, einem Montag, mittags um 12 Uhr, traf Friedrich Hebbel in Kopenhagen ein. Dem Rat eines Hamburger Bekannten folgend, mietete er im Hotel d'Angleterre ein Zimmer, weil er glaubte, daß es für den Erfolg der Reise wichtig wäre, auf keinen Fall den Eindruck von Ärmlichkeit zu erwecken. Die Atmosphäre, vor allem aber die hohen Preise in dem sehr vornehmen Hotel zwangen ihn, sich sehr bald nach einer Privatwohnung umzusehen: bei einer Witwe in der Knæbreststræde Nr. 108 fand er durch die Vermittlung eines Hofbeamten ein geeignetes, preiswertes Zimmer. Der König hielt sich nicht in Kopenhagen auf, erst in acht Tagen sollte er zurückkommen. Diese Zeit benutzte Hebbel, um sich bei einflußreichen Persönlichkeiten vorzustellen. Zuerst besuchte er den Konferenzrat Dankwart. Dieser nahm ihn freundlich auf, sprach bei einem

zweiten Besuch anerkennend über die „Judith“ und versicherte Hebbel, ihn mit Rat und Tat unterstützen zu wollen. Ähnlich erfolgreich verlief auch die Visite bei dem Grafen Karl Moltke, einem Beamten des Finanzministeriums; er bot seine Hilfe ebenfalls an. Auch der Hofmarschall von Levetzau, dem Hebbel sich dann vorstellte, war sofort bereit, den Bittsteller zu unterstützen; er wollte ihm schon für den nächsten Tag eine Audienz verschaffen. Aber dieser lehnte ab. Er bat den Hofmarschall vielmehr, dem König seine Dichtungen vorzulegen; Hebbel versprach sich davon einen positiven Einfluß auf den Ausgang seiner Angelegenheit. Levetzau willigte ein. – Damit war der Start über Erwarten günstig verlaufen – der Dichter konnte der Audienz mit Zuversicht entgegensehen. Aber die erste „Niederlage“ ließ nicht lange auf sich warten. Graf Moltke lud den jungen Deutschen für den 7. Dezember zu einem Diner ein, und dieses Essen fiel „erbärmlich schlecht aus, was mein Benehmen betrifft. Wie ein Perpendikel hin und her geschwankt zwischen dem Rechten und dem Verkehrten; ein fremder Stein im Schachbrett, der allenthalben im Wege steht und den auch der geschickteste Spieler nicht zu schieben vermag“, so beschreibt Hebbel selbst sein Auftreten. Mit der Unterhaltung klappte es nicht, weil das Gespräch in diffizile Sonderfragen abglitt, über die er nicht mitreden konnte; beim Aufstehen nach dem Essen vergaß er, gegen vier Personen seine „Gesegnete-Mahlzeit-Verbeugung“ zu machen; das zweimalige Angebot der Hausherrin, ihm ein Logenbillet für die Oper zu schenken, lehnte er ab, weil sie es vor ihm zwei anderen Herren angeboten hatte. Hebbel war „im höchsten Grade“ mit sich „unzufrieden“. Er wußte, daß in dieser vornehmen Gesellschaft „auf das Unbedeutendste großes Gewicht gelegt“ wurde: „wer sich gesellschaftlich lächerlich macht“, schrieb er an seine Hamburger Freundin, „ist Stadtgespräch, ehe er es denkt“, – daß sein Benehmen ihn dieser Gefahr ausgesetzt hatte, davon war er überzeugt.

Audienz bei Christian VIII.

Tatsächlich schadete dieser Abend seiner Sache aber nicht. Nach einigen Tagen sprach er wieder bei von Levetzau vor. Dieser hatte dem König Hebbels Dichtungen gleich vorgelegt, und dieser habe, wie der Hofmarschall versicherte, „darin gelesen“. Einer Audienz stand also nichts mehr im Wege, für den Vormittag des 13. Dezembers wurde sie vereinbart. In einem ausführlichen Bericht an Elise beschrieb Hebbel das Ereignis: In einem „ungeheuer großen Zimmer“ drängen sich „Menschen aus allen Ständen: Generäle und Gemeine, blasse Theologen, feiste Beamte, kummervolle Bürger, Etatsräte, die unter der Last ihrer Orden erlagen, Bettler, die ihre Lumpen kaum zusammenhalten können“. Hebbel zieht sich in den Hintergrund des Raumes zurück; er ist hier lediglich einer unter vielen, hier handelt es sich nicht darum, „einen Fetzen des Glücksmantels, um den sich alle reißen, an mich zu bringen, sondern nur darum, meine Mannesehre und

Dichterwürde zu bewahren“. Der Hofmarschall von Levetzau tritt auf, er erkennt Hebbel; auf seine Anweisung setzt der Kammerdiener dessen Namen an die dritte Stelle auf die Liste. Zwei Generale sind vor ihm; der eine ist bereits abgefertigt, der zweite ist schon eine ganze Weile beim König im Audienzzimmer. „Dann tritt er heraus, der Adjutant winkt mir, ich trete ein. Ein unscheinbares kleines Zimmer, der König steht in der Mitte desselben, er trägt Uniform und Degen und ist dick. Ich bleibe an der Tür stehen und verbeuge mich, er tritt auf mich zu und fragt: Ihr Name? Ich nenne ihn. Er: Sie haben mir Ihre Werke gesandt. Ich: Ich war so frei, Ew. Majestät meine ersten Dichtungen vorlegen zu lassen. Er: Es ist mir sehr angenehm gewesen, dieselben kennenzulernen.“ Hebbel spürt, daß der König sie nicht ganz gelesen hat, er bietet sich zum Vorlesen an, der Monarch lehnt ab, fragt nach seinen konkreten Wünschen. Nach einigen nichtssagenden Floskeln bringt Hebbel sein Anliegen vor: „Als ich aus Deutschland abreiste, hörte ich, daß in Kiel der Lehrstuhl für Ästhetik und Literatur wieder besetzt werden solle, dieser Professur fühlte ich mich gewachsen.“ Der König deutete an, daß das noch völlig ungewiß sei. Hebbel macht einen neuen Vorschlag: er bittet um die Erlaubnis, in Kiel als Privatdozent lesen zu dürfen. Warum dazu seine, des Königs, Erlaubnis nötig sei? Hebbel erklärt, er habe nur im „Ausland“ studiert und in Kiel kein Examen gemacht; überhaupt sei er nicht imstande, „ein mikrologisches Examen zu bestehen“, an einen Disput aber könne er der Kosten wegen nicht denken. Ohne darauf einzugehen, lenkt der König auf die ihm überreichten Werke zurück, lehnt eine Aufführung der „Judith“ wegen der „greulichen Sachen darin“ ab, bricht dann ab, schweigt – Hebbel verbeugt sich und verläßt den Raum.

In guter Haltung und gelassener Ruhe hatte der Dichter die Audienz überstanden, sein Benehmen schien einen positiven Eindruck auf den König gemacht zu haben – für seine Sache aber war nichts entschieden, der Monarch hatte beide Fragen offengelassen, die Bitte um ein Reisestipendium hatte Hebbel nicht vorbringen können.

Oehlenschläger – ein „Freund“ in der Not

In seiner Ratlosigkeit wandte er sich an seinen „Freund“ Adam Oehlenschläger. Hebbel hatte ihn erstmals am 5. Dezember auf den Rat eines Hofbeamten hin aufgesucht und in ihm einen „ganz anderen Menschen als ich gedacht hatte“ kennengelernt. Der erste Besuch bei Oehlenschläger, der in der Nähe des Schlosses Christiansborg wohnte, war überaus positiv ausgefallen: beide Dichter hatten sich gut verstanden und sich mehrere Stunden über deutsche und dänische Literatur unterhalten. Hebbel hatte auch von seinem Plan erzählt, ihn von Wesselburen aus um Hilfe zu bitten. Beim Abschied hatte Oehlenschläger seinen Gast aufgefordert, wiederzukommen. Jetzt ersuchte Hebbel den in Hofangelegenheiten erfahrenen und einflußreichen „Freund“ um seinen Rat. Man

kam überein, daß es das beste wäre, wenn Hebbel den Winter in Kopenhagen verbringen und sich um ein Reisestipendium bewerben würde. Realisiert wurde dieser Plan zunächst nicht. Oehlenschläger fuhr über Weihnachten aufs Land, und für Hebbel begann eine Zeit tiefer Einsamkeit. Strenge Kälte trieb ihn aus seinem Zimmer; Geld für Feuerung hatte er nicht. Zwischen der Bibliothek des Schlosses Christiansborg, dem Leseverein „Athenäum“ und Spaziergängen pendelte er hin und her. In seiner Sache war nichts entschieden, alles lag in einem ungewissen Dunkel. Der Rückblick auf das vergangene Jahr mußte unter diesen Aspekten negativ ausfallen: „Die Reise scheint zu nichts zu führen. Was weiter werden soll, weiß ich nicht. Die Audienz beim König war erfolglos. Literarisch bin ich fast tot. Ich werde (von den Rezensenten) abgemacht. Mein Leben ist im Zuschnitt verdorben.“

Aber mit Oehlenschlägers Rückkehr verflug diese Niedergeschlagenheit. Hebbel legte ihm seine Lage noch einmal dar, und Oehlenschläger versprach, ein Gesuch zu befürworten und auch seine persönlichen Beziehungen zu den Hofbeamten einzusetzen. Schon wenige Tage nach diesem Gespräch erhielt Hebbel die Empfehlung. In dem überaus anerkennenden Schreiben bescheinigte Oehlenschläger dem „deutschen Dichter Dr. Hebbel“ „seltene Talente“ und „echtes Genie“. Seine beiden Erstlingswerke zeigten den „gesunden, kräftigen Keim zur reifen Schönheit und Meisterschaft in künftigen Arbeiten. Es würde daher jammerschade sein, wenn dies schöne Talent nicht gedeihen und bei seinem Fürsten Hilfe und Unterstützung finden sollte“. Auch Hebbel selbst hatte ein schriftliches Gesuch „an seine Königliche Majestät“ aufgesetzt, in dem er in „tiefer Untertänigkeit“ um ein Reisestipendium bat. Sein Gesuch hatte er mit dem Wunsch begründet, sich „als Dichter weiterentwickeln und zugleich zu meiner Zukunft einen Grundstein legen zu können“. „Ein mäßiges Reisestipendium“, schrieb er, „für drei Jahre bewilligt, würde meiner Gegenwart und dadurch zugleich meiner ganzen Zukunft eine freundlichere Gestaltung geben, ich würde mich, wenn ich es erhalte, in meiner geistigen Entwicklung nicht durch tödliche Sorgen gehemmt oder durch die Not zur Unterhaltungsschreiberei gezwungen sehen; ich würde Muße finden, meine Ideen auszuführen und die Dissonanzen, die in meinen ersten Arbeiten noch vorkommen mögen, zu lösen“. Mit diesem Gesuch, dem enthusiastischen Schreiben Oehlenschlägers, einigen Rezensionen seiner Werke und dem Zeugnis des Kirchspielvogtes Mohr ließ Hebbel sich am 23. Januar wieder zur Audienz anmelden. Er war der letzte, der empfangen wurde. Die Unterredung war „kurz, aber, wenn ein königliches Wort ein Wort ist, gewiß erfolgreicher als die erste“. Der König empfing Hebbel freundlich, dieser trug sofort seine Bitte vor, wies den Monarchen auf die Empfehlung Oehlenschlägers hin und dieser, nachdem er sie gelesen hatte, antwortete: „Nun, das wird sich tun lassen.“

Einsamkeit und Krankheit

Damit hatte Hebbel zwar noch keine Zusage, der Verlauf der Unterredung aber und vor allem dieses letzte Wort des Königs berechtigten zu einer Hoffnung. Allerdings mußte er jetzt untätig warten und also in Kopenhagen bleiben; denn eine Abreise war einmal nicht möglich, weil die Schiffe im Winter nicht fuhren, sie war aber auch deshalb nicht ratsam, weil sie den Hof brüskiert hätte. In diesem Zustand der Ungewißheit mußte Hebbel ausharren; in einem kaum geheizten Zimmer, ohne warme Nahrung, ohne genügend wärmende Kleidung. Die kalten Wintertage verbrachte er teils in den Räumen der Bibliothek oder im „Athenäum“; manche Stunde verlebte er mit Oehlenschläger, der fast der einzige Mensch war, mit dem Hebbel verkehrte. Zwischen beiden hatte sich ein sehr freundschaftliches Verhältnis ergeben. Den Menschen Oehlenschläger bewunderte Hebbel sehr: „Er ist der herrlichste Mensch, den ich je kennengelernt habe, und ich weiß nicht, ob ich ihn mehr liebens- oder verehrungswürdig nennen soll“, schrieb er an Elise Lensing. Den Dichter in ihm schätzte er nicht so hoch ein: „Tief ist er nicht, aber empfänglich, keine gewaltige, aber eine schöne, kraftvoll in sich gerundete Natur; was ihm zum großen Dichter fehlt, das hat ihm vielleicht geholfen, einen ganzen Menschen aus sich zu machen.“

Oehlenschläger war es auch, der Hebbel in dieser einsamen Zeit mit Bertil Thorwaldsen bekannt machte. Mehrmals besuchte Hebbel den greisen Künstler in seinem Atelier, in dem der Meister „wie ein Göttervater mit seinen langen Locken unter all den Götterbildern umherwandelte“. Diese Begegnung und das Erlebnis der Plastiken machten einen tiefen Eindruck auf den Besucher. Nach einem Aufenthalt in der Künstlerwerkstatt notierte er in seinem Tagebuch: „Da sah ich denn so viel, daß ich eigentlich nichts gesehen habe. Bewundernswürdig Ganymed und der Adler. Herrliche Basreliefs. Die drei Grazien. Ein wunderbar lebendiger Löwe. Ein Hirtenknabe mit Schäferhund. Zu viel! Zu viel! Der Alte war heute wie ein patriarchalischer Erzvater, er trug große wollene Strümpfe und eine Art Pudelmütze, die er abnahm und durchaus erst dann wieder aufsetzen wollte, wenn auch wir unsere Hüte aufsetzten.“

Solche glücklichen Stunden aber konnten nicht verhindern, daß Hebbel sich zutiefst einsam fühlte: „... hier sitze ich doch eigentlich ebenso im Winkel wie in Hamburg; die paar Male abgerechnet, daß ich Oehlenschläger sehe, spreche ich keinen Menschen; in Gesellschaft komme ich gar nicht“, heißt es im Tagebuch, und Elise gegenüber klagte er: „Aber die Einsamkeit! Ich halte es nicht länger aus!“ In dieser Situation überfiel ihn zum erstenmal das so schmerzhaft Leiden, das später seinen Tod herbeiführte: „Rheumatismus“. Mit einer ständigen Müdigkeit, einer „Dumpfheit im Kopf“, einem „Zittern und Beben der Nerven“ bei jeder intensiven geistigen Tätigkeit kündigte das Übel sich Ende Februar an. Von Tag zu Tag wurden die Schmerzen heftiger, Anfang März konnte Hebbel nicht mehr

aufstehen und so auch den bis dahin vor der Wirtin verheimlichten wahren Zustand seiner Lage nicht mehr verbergen: nicht genügend Wäsche, vor allem an Hemden und Unterwäsche mangelte es, kein warmes Mittagessen und keine Feuerung, weil für beides das Geld nicht reichte. Mitte März erreichte die Krankheit ihren Höhepunkt: Mit „wahren Höllenschmerzen in der rechten Hüfte“, gegen die Tropfen, heißer Sand, Kampfer und ständiges Schwitzen nichts vermochten, ohne ablenkende Besuche, in der Ungewißheit über den Ausgang seines Gesuchs, in der Sorge um die hohen Kosten für den Arzt und die Medikamente, in der Angst davor, daß sein „inneres Leben“, das so lange unproduktiv war, für immer verstummt sein könnte, daß „vielleicht schon ein Stein über die Quelle gewälzt“ sei – in diesem Zustand tiefster Niedergeschlagenheit und Verzweiflung vollendete Hebbel sein dreißigstes Lebensjahr. „Ich trete in mein drittes Dezennium wie in eine finstere Marterhöhle ein“, schrieb er in sein Tagebuch, „die Augen sind mir verbunden, und im Nacken spüre ich einen kalten Luftzug, der vielleicht vom Schwingen des Schwertes kommt, das mich hinrichten soll.“

Die Entscheidung

Dieser Höhepunkt war zugleich der Wendepunkt. Mit einem leichten Abklingen der Schmerzen „fing mein so lange trocknes Gehirn an, Funken zu sprühen“: der seit München aufgestaute Stoff der „Maria Magdalena“ drängte heraus; im Bett liegend, begann Hebbel seine dritte Tragödie niederzuschreiben. Oehlenschläger besuchte ihn und sandte ihm seinen eigenen Schlafrock als die „beste Waffe gegen Rheumatismus“. Er kehrte einige Tage später wieder ein, um sich zu überzeugen, daß der Kranke ihn auch wirklich trug. Ende des Monats, Hebbel war, um die Feuerung zu sparen, aufgestanden und ins „Athenäum“ gegangen, warf ihn ein Rückfall wieder nieder. Wieder mußte er, ans Bett und an die Stube gefesselt, „entsetzlich langweilige Tage und gräßliche Nächte“ verbringen. Die ärztlichen Bemühungen halfen nicht, eine entscheidende Linderung war nur vom Frühling zu erwarten. Und wirklich besserte sich mit den „ersten Frühlingstagen“ sein Zustand wesentlich. Und jetzt endlich entschied sich auch seine Angelegenheit. Am 4. April brachte „der alte herrliche Oehlenschläger“ ihm „mit Tränen in den Augen“ die Nachricht, daß der König ihm „allernädigst ein Reisestipendium von 600 Reichstalern jährlich auf zwei Jahre bewilligt“ habe. Oehlenschläger hatte die Nachricht von einem Bekannten aus dem Finanzministerium erhalten, offiziell war der Bescheid noch nicht. Als Hebbel eine Woche später die amtliche Bestätigung erhielt, schrieb er in tiefer Dankbarkeit in sein Tagebuch: „Dank Dir, mein himmlischer Vater, daß Du die Fülle Deiner Gnaden über den Unwürdigsten ausgeschüttet hast; es gibt mir ein Vertrauen, daß auch ich mich demaleinst zurecht finden und zum Ziel gelangen werde.“ Jetzt hielt ihn nichts mehr. Am 27. April, fünf Monate nach der Ankunft, verließ er

Kopenhagen mit dem Dampfschiff. Über die Fahrt heißt es im Tagebuch: „Die Sonne vergoldete die Stadt, die mir ewig teuer sein wird. Wir hatten die herrlichste Reise von der Welt. Das Schiff schwamm dahin wie auf einem Spiegel, auch keine Spur von Seekrankheit. Am nächsten Morgen um halb 11 Uhr schon in Kiel, wo mich die wärmste Luft begrüßte, die ich wie Medizin einatmete; blühende Bäume. Abends nach 9 Uhr in Hamburg.“

Die Bedeutung der Reise

Welche Bedeutung hatte nun der Aufenthalt in Kopenhagen für das Leben Friedrich Hebbels?

Zwei Erwartungen hatte der Dichter an das Unternehmen geknüpft: Es sollte ihm „äußerlich zu einer Existenz verhelfen“ und „innerlich die letzte Hand an mich legen“. Damit hatte er die in dem Schritt enthaltenen Möglichkeiten klar erkannt und bezeichnet, mehr konnte die Reise nicht bringen – es sei denn, es wäre ein Wunder geschehen. Darin, daß sich beide Erwartungen erfüllten, lag die Bedeutung der Reise für das Leben des Dichters.

Sich als Mensch weiter auszubilden, zu vervollkommen – dies war das eine Anliegen. Und schon im Januar schrieb er nach Hamburg, daß er die Reise auch in dem Fall, daß ihm kein Stipendium gewährt würde, nicht „verwünschen“ würde; denn „ich habe an Erfahrungen, an Einsicht ins Leben gewonnen, und die Kosten will ich als Schriftsteller schon wieder herausbringen“. Für die menschliche Reife ist zweifellos die zwischenmenschliche Beziehung ein wichtiger Prüfstein. In seiner Einstellung zu anderen Menschen bezeichneten die fünf Monate in Kopenhagen nach Hebbels eigenen Worten „eine neue Epoche“: „Ich habe mich einer harten Selbstprüfung unterworfen und bin zu Resultaten gekommen, die für mich keineswegs erfreulich sind.“ Worin bestanden die Ergebnisse? In der Erkenntnis, daß manches freundschaftliche Verhältnis der vergangenen Jahre nicht durch die Haltung der anderen, sondern durch seine eigene stolz-zurückgezogene Art getrübt worden war und in der daraus resultierenden Forderung an sich selbst, „der Welt ein viel größeres und mir selbst ein viel geringeres Recht einzuräumen“. In einem Brief an die Hamburger Freundin faßte er das Ergebnis in den Worten zusammen: „... und wenigstens dies habe ich der Reise schon jetzt zu danken, daß ich Welt und Menschen wieder mit einem frischen Auge betrachten und den in der letzten Zeit immer größer gewordenen Bruch zwischen ihnen und mir dadurch ausgleichen lerne, daß ich von ihnen etwas weniger, von mir etwas fordere.“ Eine endgültige Lösung war diese Antwort nicht; das Problem sollte auch im späteren Leben wiederholt auftreten und noch zu mancher Krise führen.

Der zweite Punkt betraf die „äußerliche Existenz“. Darum war es Hebbel ja in erster Linie gegangen: durch eine größere finanzielle Unterstützung eine Wendung in

seinem Leben herbeizuführen und aus der festgefahrenen Situation des Jahres 1842 herauszukommen. Die eminente Bedeutung des Stipendiums hat er selbst treffend bezeichnet: „Heute ist ein großer, wichtiger Wendepunkt meines Lebens“, schrieb er in sein Tagebuch an dem Abend, an dem Oehlschläger ihm die Nachricht brachte. „Nun, ewiger Vater über den Wolken, der Du den ohnmächtigen Hader des blöden Kranken nicht angesehen, sondern mir in Gnaden die Brücke zur Zukunft gebaut und mir ein schönes Pfand des Gelingens gegeben hast, ich fühle die Größe Deiner Gnade und die Schwere der Pflichten, die sie mir auferlegt, und ich werde redlich ringen und streben.“ Der Optimismus dieser Worte hat sich nicht erfüllt. Der „Wendepunkt“ bestand darin, daß die Notlage des letzten Jahres beseitigt war und dem Dichter zwei Jahre relativer finanzieller Sicherheit – drei Personen mußten ja von dem Geld leben – geschenkt waren. Eine „Brücke zur Zukunft“ war ihm gebaut, aber wenn er am Ende dieser Brücke eine bessere Welt betreten wollte, dann mußte er durch seine eigene Arbeit in den zwei Jahren die Grundlage dafür schaffen. Das aber gelang ihm nicht.

Der Bedingung des Stipendiums entsprechend, begab Hebbel sich im September 1843 auf Reisen. Über Le Havre fuhr er nach Paris. Hier schrieb er die letzten Szenen des Trauerspiels „Maria Magdalena“, das er dem König Christian VIII. widmete. Der von dem Dichter erhoffte materielle Erfolg traf bei weitem nicht ein. Nach einjährigem Aufenthalt reiste er über Lyon und Avignon nach Rom, von hier zu einem mehrwöchigen Aufenthalt nach Neapel. Werke entstanden in dieser Zeit nicht: der „Moloch“ blieb Fragment, das „Trauerspiel in Sizilien“ wurde erst 1846 fertig. Und auf die Epigramme, die Hebbel in einer sorgfältigen Handschrift zusammen mit dem „Diamant“ an Julius Campe zum Verlag schickte – erhielt er keine Antwort. Von Rom aus wandte er sich deshalb noch einmal an den König von Dänemark mit der Bitte, das Stipendium um ein Jahr zu verlängern; eine Praxis, die der Hof durchaus oft anwandte. „Nicht ohne Herzklopfen“, schrieb er, trage er sein Anliegen vor. Aber er sei noch in den Jahren, „wo ich, wenn ich genieße, zugleich mein Leben läutere und steigere, wo die Wurzel den Segen, der dem Baum zuteil wird, nicht still verschluckt, sondern die Früchte ihn weitertreiben“. Drei Monate nach diesem Gesuch, im März 1845, erhielt Hebbel die Nachricht, daß ihm 200 Taler für die Rückreise bewilligt wären, ein Umstand, der ihn sehr „empörte“: er sah in dieser Summe ein „Almosen“. Aber er war selbst durchaus nicht unschuldig daran, daß ein allgemein üblicher Brauch bei ihm nicht angewandt worden war. Er hatte sich, kaum aus Kopenhagen zurück, in eine scharfe Polemik mit dem Professor J. L. Heiberg, Zensor am Königlich Dänischen Theater und höchste ästhetische Autorität in Dänemark, eingelassen und außerdem anlässlich der Widmung seines Trauerspiels einige Formalitäten versäumt, was man bei Hof übel vermerkt hatte. Beides hatte die Streichung von 400 Talern zur Folge.

Mit dem „Almosen“ und mit geborgtem Geld lebte Hebbel noch bis Oktober 1845 in Rom, mußte die Stadt dann aber verlassen, wenn nicht die „Schulden bis zu einem unerträglichen Grade“ anwachsen sollten. Über Triest ging er nach Wien, „ohne die geringste Aussicht zu haben“: Sein Leben hatte sich wieder zu einem scheinbar unauflösbaren Knoten verschlungen: Sein Verleger Campe würdigte ihn keiner Antwort, eine andere Einnahmequelle als durch den Druck der Stücke gab es nicht; von dem Reiestipendium hatte er das Darlehen des Appellationsrats Rousseau nicht zurückbezahlt, einem Freund schuldete er weitere 200 Taler; in Hamburg erwartete ihn Elise Lensing mit einem Kind – „es war eine verzweifelte Situation“, aus der den Dichter das „Wunder“ von Wien und die Begegnung mit der Frau befreiten, die seinem Leben für immer eine Wendung zum Besseren gab.

Zur Frage der Stromkenterung nach 1864

Das Nachstehende ist die auszugsweise Wiedergabe eines Beitrages über die deutsch-dänischen literarischen Wechselbeziehungen in der Zeit von 1864–1920, der in der Festschrift für Otto Scheel im Jahre 1952 erschienen und heute so aktuell wie damals ist.

Nach dem Worte Hölderlins stiften die Dichter das Bleibende, und wenn dies richtig ist, tut man gut, sich darüber zu unterrichten, ob überhaupt, in welchem Umfange und vor allem mit welcher Wirkung Dichter von Rang in dem Zeitraum zwischen 1864 und 1920 in beiden Ländern Beziehungen zum Nachbarlande gepflegt oder eine geistige Vorstellung von ihm gehabt haben. Wenn die Forschung sich bislang nur wenig um die Erhellung der geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Dänemark in der Periode von 1864 bis 1920 bemühte und sich im wesentlichen bisher darauf beschränkte, den Abbruch der einst so fruchtbaren Wechselwirkungen festzustellen – nach Gerhardt-Hubatsch konnte um die Jahrhundertwende von einer deutsch-skandinavischen Gemeinschaft weder auf politischem noch geistigem Gebiet die Rede sein, und auch Johannes V. Jensen sagt 1941 in seinem Buche „Mindets Tavle“, daß Dänemark nach 1864 von Deutschland abgesperrt gewesen sei – so liegt hier eine ungelöste Aufgabe vor, denn wiederum ist es gerade Johannes V. Jensen, der sich an anderer Stelle, nämlich 1911 in seiner Abhandlung „Tyskland og Danmark“ mit den Verhältnissen nach 1864 befaßt. Er spricht von dem deutschklassischen Geist, der immer noch der Unterstrom in der dänischen Kultur sei. Tatsächlich sei die Verbindung nie abgebrochen worden. Gleichzeitig spricht er von dem tiefen Bruch nach 1864 und sagt: „Es macht den Schmerz nicht geringer, daß wir mit verlorenen Provinzen und einer an den Grenzen errichteten Mauer aus dem 19. Jahrhundert heraustraten mit *Deutschland im Herzen*.“

Nach der inneren Erschütterung, die die Ereignisse von 1864 im dänischen Volk hervorriefen, wandten sich die dichterischen Kräfte der Nation von dem in Verflachung auslaufenden romantischen Zeitgeist ab. Ihre Lebensanschauung wurde entscheidend durch die Philosophie des französischen Positivismus geprägt. In den künstlerischen Ausdrucksformen wechselten die Stilrichtungen zwischen 1864 und 1920 in der Reihenfolge vom Naturalismus über den Impressionismus und die Neuromantik zum Expressionismus. Eine parallele Entwicklung verzeichnen wir in Deutschland im Hinblick auf die literarischen Stile. Die schöpferischen Vertreter des dänischen Naturalismus und Impressionismus in der Literatur sind Jens Peter Jacobsen, Herman Bang und Henrik Pontoppidan. Ihnen folgt der Neuromantiker Johannes Jørgensen. Nach 1900 gelangen Jacob

Knudsen, Johannes V. Jensen und Martin Andersen-Nexø zu einer künstlerischen Ausdrucksform, die realistische und idealistische Lebensschau und Kunstform vereinigen. Alle diese Dichter haben sich durch ihr Werk auf die Dauer einen Platz im Saale der dänischen Dichtung erworben – und zwar einen Logenplatz. Bei diesen Persönlichkeiten taucht teils zentral, teils am Rande das Problem Deutschland auf.

Demgegenüber nennen wir aus dem Raume der deutschen Dichtung Theodor Fontane, den die jungen deutschen Naturalisten trotz des Generationsunterschiedes zu den ihren zählten, dann einen der schöpferischen Vertreter des Naturalismus, Thomas Mann, und endlich den Neuromantiker Rainer Maria Rilke, in deren Arbeiten „Dänemark“ gelegentlich in Erscheinung tritt. Die anderen wesentlichen Persönlichkeiten der deutschen Dichtung jener Jahrzehnte, z. B. Gerhart Hauptmann und Detlev v. Liliencron und der Überwinder einer mißverstandenen naturalistischen Kunstform, Stefan George, haben im Gegensatz zu Fontane, Mann und Rilke anscheinend kaum innere Berührung mit dänischem Kulturleben gehabt.

Wenn nun das südliche Nachbarland trotz der vielberufenen Abschnürung nach 1864 bei Jacobsen, Bang, Pontoppidan, Jørgensen, Knudsen, Jensen und Andersen-Nexø Problem wird, wenn Dänemark oder dänische Geistigkeit bei Fontane, Mann und Rilke in Erscheinung treten, dann wird damit jene Linie weiterentwickelt, die von älteren Dichtern beider Länder vorgezeichnet ist. Für die Dänen Ewald und Baggesen wurde das Klopstockerlebnis entscheidend, für Oehlenschläger wurden Goethe und die deutsche Romantik von bestimmender Wirkung, der Däne Heiberg wurde der Verkünder Hegels in Dänemark, während umgekehrt die deutschen Romantiker tief von der dänisch-nordischen Sagenwelt beeinflusst waren. Hebbel ist eng vertraut mit Holberg und Oehlenschläger.

THEODOR FONTANE

Theodor Fontanes Tagesarbeit, nämlich die journalistische Tätigkeit, führte ihn oft auf Reisen. Seine treffsicher und elegant niedergeschriebenen Beobachtungen fügte er später oft in seine Dichtungen ein. Sein Interesse für den Norden läßt sich bis 1844 zurückverfolgen, als er in den literarischen „Tunnel-Klub“ in Berlin eintrat, in welchem Kreise ihm Dahlmanns Geschichte von Dänemark und Holbergs dänische Reichsgeschichte als Lektüre empfohlen wurden. Von den elf nordischen Bildern und Balladen enthalten fünf Stoffe aus der dänischen Geschichte, darunter die in die Lesebücher eingegangene Ballade „Gorm Grymme“. Am 9. September 1864 trat er eine Reise nach Schleswig-Holstein und Dänemark an, um für sein Buch „Der Schleswig-Holsteinische Krieg im Jahre 1864“ Studien zu machen. Die Tagebuchblätter von jener Zeit waren leider nicht gedruckt, so daß man nicht in der Lage war, zwischen Wahrheit oder Dichtung zu unterscheiden, wenn man in den Romanen „Effi Briest“ und „Unwiederbringlich“ oder an anderen Stellen auf

Eindrücke aus Dänemark stieß. Im Jahre 1935 jedoch wurden diese Tagebuchblätter (9.-27. September 1864) als Anhang zu einer Untersuchung abgedruckt, die Jørgen Hendriksen veröffentlichte.

Hendriksens Abhandlung versetzt uns in die Lage, die Reise im einzelnen genau zu verfolgen und dabei festzustellen, daß die in den erwähnten Romanen vorhandenen Stellen mit der Reise eng Zusammenhängen. Aus der Tagebuchaufzeichnung vom 14. September geht hervor, daß Fontane von der Kunst Thorvaldsens sehr beeindruckt war. Über Leben und Treiben in der dänischen Hauptstadt unterrichten Stellen aus „Effi Briest“ und „Unwiederbringlich“. Aus letzterem Roman erinnert man sich der trefflichen Schilderung der Wirtin des Herrn Holk und deren Tochter aus Kopenhagen, beides echte Typen dieser Atmosphäre; man erinnert sich eines Ganges durch die Altstadt mit ihren weltbekannten Lokalen, einer Fahrt nach Klampenborg und anderer Dinge mehr. In „Effi Briest“ lesen wir: „Der Abend brachte, das Maaß des Glückes voll zu machen, eine Vorstellung im Tivoli-Theater: Eine italienische Pantomime, Arlequin und Colombine. Effi war wie berauscht von den kleinen Schelmereien...“

Während die Stellen in den Romanen durchweg davon Zeugnis ablegen, daß der Dichter sich gern von dieser farbigen Welt bezaubern ließ, zeugen Notizen des Tagebuches davon, daß er manche Lebensäußerungen der Hauptstadt als zu sehr von dieser Welt, als Sinnendienst ansah. Das Leben in der dänischen Provinz hat ihn nicht sehr beeindruckt, dagegen gelang ihm in „Unwiederbringlich“ eine Darstellung der Seele einer dänischen Herzlandschaft in den Zeilen: „Holk und das Fräulein ... blieben unwillkürlich stehen und sahen fast betroffen auf das in einiger Entfernung in den klaren Herbsthimmel aufragende, von allem Zauber der Einsamkeit umgebene Schloß. Kein Rauch stieg auf, und nur die Sonne lag auf der weiten, mit dichtem, immer noch frischem Gras überdeckten „Plaine“, während oben am stahlblauen Himmel Hunderte von Möven schwebten und in langem Zuge, vom Sunde her, nach dem ihnen wohl- bekannten, weiter landeinwärts gelegenen Furessee hinüberflogen.“ – Wir sind in Klampenborg bei der „Eremitage“.

Seine Beobachtungen in Jütland sind für die wirtschaftlich schmalen Verhältnisse um 1864 interessant. Hier setzte dann infolge der Ereignisse von 1864 die Wandlung und Aufwärtsentwicklung der dänischen Landwirtschaft ein, von der Fontane keine Kenntnis mehr bekommen hat. Bei der Betrachtung der schönen, aber un bebauten Heidelandschaft zwischen Skive und Viborg stellte er in den Reisenotizen die Frage, was Friedrich Wilhelm I. aus dieser Landschaft gemacht hätte. „Es herrschen vollständig patriarchalische Zustände, in vieler Beziehung, beneidenswerth, ein freies Mecklenburg, und doch zum Untergange bestimmt. Die Welt hat einen Haß gegen stilles Glück, und alle größere Kraft ist aufdringlich ...“

Das Dänemarkbild Fontanes ist natürlich keineswegs umfassend, es ist aber das erste realistische Zeugnis von Rang in der deutschen Literatur, bisher kannte man nur die etwas gestelzte heroische nordische Welt der Romantiker. Fontane gibt treffende Züge aus der Geistigkeit, dem Volkstum und der Landschaft, und immerhin haben ihn die Eindrücke so bewegt, daß einige von ihnen in eines seiner Hauptwerke, „Effi Briest“, übergangen und damit in ein Werk, daß nicht nur in der deutschen Dichtung als ein Hauptwerk gilt, sondern auch in der europäischen Literatur sich behauptet. Die unbeschwerten Kopenhagener, die schwerfälligen jütländischen Bauern, die bald liebliche, bald wehmütige dänische Landschaft scheinen ihn im Sinne des Goetheverses bewegt zu haben, „daß wir uns in ihr zerstreuen, darum ist die Welt so groß“.

THOMAS MANN

Als Tonio Kröger seiner Freundin Lisaweta begründete, warum er nach Dänemark reisen wolle, tat er es mit folgenden Worten: „Gott, gehen Sie mir doch mit Italien, Lisaweta! Italien ist mir bis zur Verachtung gleichgültig! Das ist lange her, daß ich mir einbildete, dorthin zu gehören. Kunst, nicht wahr? Samtblauer Himmel, heißer Wein und süße Sinnlichkeit ... Kurzum, ich mag das nicht. Ich verzichte. Die ganze bellezza macht mich nervös. Ich mag auch alle diese fürchterlich lebhaften Menschen dort unten mit dem schwarzen Tierblick nicht leiden. Diese Romanen haben kein Gewissen in den Augen ... Nein, ich gehe nun ein bißchen nach Dänemark.“

„Nach Dänemark?“

„Ja. Und ich verspreche mir Gutes davon. Ich bin aus Zufall noch niemals hinaufgelangt, so nah ich während meiner ganzen Jugend der Grenze war, und dennoch habe ich das Land von jeher gekannt und geliebt. Ich muß wohl diese nördliche Neigung von meinem Vater haben, denn meine Mutter war doch eigentlich mehr für die bellezza, sofern ihr nämlich nicht alles ganz einerlei war. Aber nehmen Sie die Bücher, die dort oben geschrieben wurden, diese tiefen, reinen und humoristischen Bücher, Lisaweta – es geht mir nichts darüber, ich liebe sie. Nehmen Sie die skandinavischen Mahlzeiten, diese unvergleichlichen Mahlzeiten, die man nur in einer Salzlufte verträgt (ich weiß nicht, ob ich sie überhaupt noch vertrage), und die ich von Hause aus ein wenig kenne, denn man ißt schon so bei mir zu Hause. Nehmen Sie auch nur die Namen, die Vornamen, mit denen die Leute dort oben geschmückt sind und von denen es ebenfalls schon viele bei mir zu Hause gibt, einen Laut wie ‚Ingeborg‘, ein Harfenschlag makellosester Poesie. Und dann die See – sie haben die Ostsee dort oben! ... Mit einem Worte, ich fahre hinauf, Lisaweta. Ich will die Ostsee Wiedersehen, will diese Vornamen wieder hören, diese Bücher an Ort und Stelle lesen; ich will auch auf der Terrasse von Kronborg stehen, wo der ‚Geist‘ zu Hamlet kam und Not und Tod über den armen, edlen, jungen Menschen brachte ...“

„Tonio Kröger“ ist nicht nur eines der aufschlußreichsten Werke im Hinblick auf Thomas Mann selbst, es ist auch das Werk der modernen deutschen Dichtung, in dem eine echt skandinavische Atmosphäre atmet. Tonio Kröger wandert wie Theodor Fontane durch die dänische Hauptstadt. „Er betrachtete des Königs Neumarkt und das ‚Pferd‘ in seiner Mitte, blickte achtungsvoll an den Säulen der Frauenkirche empor, stand lange vor Thorvaldsens edlen und lieblichen Bildwerken, stieg auf den Runden Turm, besichtigte Schlösser und verbrachte zwei bunte Abende im Tivoli.“ Er fährt dann wie Fontane nach Nordseeland und läßt betrachtend – belustigt – wehmütig das bunte Leben der Badegäste, der Blondes und Blauäugigen, der Unkomplizierten an sich vorübergleiten, wissend, daß er von diesem Leben, welches er so liebt, ausgeschlossen ist. Wir kennen alle diese Menschen – den asthmatischen Fischhändler, den in seine eigene Halbeleganz verliebten Postadjunkten und andere. Thomas Mann, ein Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, welches er in beispielhaften Dichtungen beschrieben hat, Thomas Mann, erfüllt von der Sehnsucht nach den glücklichen, ausgelassenen Menschen, einer Sehnsucht, die er in Ironie taucht, dieser Thomas Mann schrieb in der Novelle „Tonio Kröger“ sein Persönlichstes. Und keine seiner Novellen erinnert so stark an die dänischen Meisternovellen „Mogens“ oder „Frau Fønss“ von Jens Peter Jacobsen wie diese. Der Stimmungsgehalt der nordischen Dichtung entzückt den Lübecker Senatorensohn und Dichter und beeinflußte, wie er in einer Rede zur 700-Jahr-Feier seiner Vaterstadt selbst aussagte, auch sein Hauptwerk, die „Buddenbrooks“. Diesen Stimmungsgehalt atmet im besonderen die Novelle „Tonio Kröger“, jene große Abrechnung über den Gegensatz zwischen Bürgertum und Künstlertum, die wir wiederum bei Herman Bang in seinem Roman „De uden Fædreland“ finden – „Künstler ahmen einander nicht nach; aber sie sind verwandt“.

RAINER MARIA RILKE

Weder vom dänischen Leben und Treiben noch von der Landschaft Dänemarks erfahren wir etwas bei Rainer Maria Rilke, aber in seinen Briefen an einen jungen Dichter stehen jene Sätze, die einen starken Eindruck von der Bedeutung Jens Peter Jacobsens für Rilke vermitteln.

„Von allen meinen Büchern sind mir nur wenige unentbehrlich, und zwei sind sogar immer unter meinen Dingen, wo ich auch bin. Sie sind auch hier um mich: die Bibel und die Bücher des großen dänischen Dichters Jens Peter Jacobsen ... Verschaffen Sie sich das Bändchen ‚Sechs Novellen‘ von J. P. Jacobsen und seinen Roman ‚Niels Lyhne‘, und beginnen Sie des ersten Bändchens erste Novelle, welche ‚Mogens‘ heißt. Eine Welt wird über Sie kommen, das Glück, der Reichtum, die unbegreifliche Größe einer Welt. Leben Sie eine Weile in diesen Büchern. Lernen Sie davon, was Ihnen lernenswert scheint, aber vor allem, lieben Sie sie. Diese Liebe wird Ihnen tausend- und tausendmal vergolten werden und,

wie Ihr Leben auch werden mag – sie wird, ich bin dessen gewiß, durch das Gewebe Ihres Werdens gehen als einer von den wichtigsten Fäden unter allen Fäden Ihrer Erfahrungen, Enttäuschungen und Freuden.“

Während Fontane und Thomas Mann im wesentlichen das farbige Bild der Oberfläche dänischen Lebens und dänischer Landschaft zeichnen, spüren wir bei Rilke die tiefe innere Bewegung der Begegnung mit dem Geiste der Jacobsenschen Dichtung. Walzel bemerkt dazu: „Als er, Rilke, sich selbst in dem Dänen Malte Laurids spiegelte, gab er bewußt oder unbewußt zu, daß die dänischen Dichter seines Zeitalters, J.P. Jacobsen und noch erfolgreicher Herman Bang, die dunkle Stimmung und die zarte Färbung, die in seinem Roman bestehen, am nächsten getroffen hatten.“ Man hat gesagt, daß in Rilkes Lyrik die tragische Vereinsamung des romantischen Individualisten einen höchsten dichterischen Ausdruck gefunden hat. Auch von hier aus trifft Walzel den Sachverhalt, denn was für Rilke in der deutschen Dichtung gilt, entspricht gleichzeitig der Bedeutung Jacobsens in der dänischen.

Mag die Funktion der zitierten dichterischen Äußerungen an ihrem Ort groß oder klein sein, sie geben Kunde von der Art schöpferischer Individuen, die Welt – in diesem Fall das Nachbarland, das Nachbarvolk – zu betrachten und zu bewerten. Mag diese Wertung positiv oder kritisch sein, sie läßt die vielen Farben und harmonischen Kräfte des abendländischen Kulturlebens erkennen, ohne die natürlichen, seelischen und geistigen Grenzen der einzelnen Völker zu verwischen. Wer aber zuzugeben bereit ist, daß nicht zuletzt die Dichter unter den schöpferischen Vertretern des Geisteslebens jene Bilder und Gedankengänge hervorbringen, mit denen es möglich ist, trotz allem, was geschehen, weiterzuleben, der wird auch an Dichtern nicht vorbeigehen, wenn es um die Gestaltung eines fruchtbaren Gesprächs auch an der Nordgrenze geht.

Rainer Maria Rilke und Dänemark

Rainer Maria Rilke hat sich nur wenige Tage in Dänemark aufgehalten, und doch müssen wir in ihm einen intimen Kenner und großen Freund dieses Landes und seiner Kultur sehen. Woher nahm Rainer Maria Rilke, der in Prag geboren wurde und aufwuchs, der unstedet in Europa umherreiste und auf seinen Reisen nach Italien, Frankreich, Rußland, in die Schweiz und nach Schweden eine Unzahl geographischer Einzeleindrücke aufnahm, die Kenntnis dänischer Landschaft und dänischer Menschen? Der Roman „Malte Laurids Brigge“ ist Zeugnis der Liebe Rilkes zu Dänemark. Er selbst der Prager Dichter deutscher Sprache, schlüpfte in die Gestalt des adligen Dänen Malte Laurids Brigge, des späten Sprosses einer alten Familie. Seine eigene Kindheit, in der Wirklichkeit, Wunsch und Traum verschmolzen, erstand in den Erinnerungen des einsamen dänischen Dichters Malte in Paris.

Der kurze Aufenthalt Rilkes in Kopenhagen im Juni 1904 auf der Durchreise zu Ellen Key nach Schweden scheint dem Dichter keine neuen Eindrücke und Erkenntnisse gebracht zu haben. Was er sah und erlebte, war nur Bestätigung dessen, was er längst wußte. Rilke kannte Dänemark bereits vor seiner Skandinavienreise. Er kannte dieses Land durch seine Literatur, durch die Dichter Jens Peter Jacobsen und Herman Bang und durch den Philosophen Sören Kierkegaard. Sein Skandinavienbild, das er mitbrachte nach Skandinavien und das sich bezeichnenderweise kaum änderte angesichts der Wirklichkeit der Landschaft, ist eigentümlich und nicht ganz den Tatsachen entsprechend. Das literarische Erlebnis war wirksamer als die Wirklichkeit. Steffen Steffensen kann daher feststellen, daß Rilkes Bild von Skandinavien „merkwürdig subjektiv“ ist (Rilke und Skandinavien, Kopenhagen 1957). Ich möchte sogar noch weitergehen als Steffensen und behaupten, Rilkes Skandinavienbild sei klischeehaft, weder typisch noch charakteristisch. Der Grund für dieses blasse Landschaftsbild liegt in der Rilke eigenen Brechung des äußeren Erlebnisses durch Gedanken und Gefühle, die Selbständigkeit erlangen.

„Kopenhagen. Eine Stadt ohnegleichen, seltsam unaussprechlich, ganz in Nuancen vergehend; alt und neu, leichtsinnig und geheimnisvoll – überall, nirgends zu fassen ... Man fühlt J. P. Jacobsen, Kierkegaard, hört die Sprache wie eine Auslegung von alledem.“

Aus diesen Sätzen über Kopenhagen aus einem Brief an Lou Andreas-Salomé vom 3.7.1904 vermag kein anschauliches Bild zu entstehen. Rilke erlebt

Kopenhagen, und das sagt er selbst über die Sprache im letzten Satz, wie eine Auslegung der Schriften der von ihm verehrten Männer. „Kjöbenhavn – c'est comme J. P. J. La dit si doucement“, schreibt er in einem Brief vom 24.6.1904 aus Kopenhagen. Auch dieser Feststellung vermögen wir nicht viel zu entnehmen.

„Ja ... (Kopenhagen) ist Jacobsens Stadt. Man begegnet einem oder zwei Menschen, die ihm sehr ähnlich sehen und die, ernst, klar und gütig, wie sie sind (wenn sie auch keinen Niels Lyhne geschrieben haben), doch sein Gesicht nicht ganz zu Unrecht tragen; es geht nicht verloren bei ihnen und ist so geduldig krank und lebt viel leise Verwandtes in sich hinein.“

Kopenhagen, Dänemark und die Menschen dort verschmelzen für Rilke mit dem Bild, das er sich von Jacobsen macht, wie der zitierte Abschnitt aus einem Brief vom 19.8.1904 beweist.

Werner Kohlschmidt nennt Jens Peter Jacobsen den „Stern, der über Rilkes früher dichterischer Entwicklung leuchtete und seinen Glanz auch noch in die Spätzeit des Dichters warf“ (Rilke-Interpretationen 1948). Jacob Wassermann regte Rilke im Winter 1896/97 zur Lektüre der Werke Jacobsens an. Etwa zwei Jahre vor seinem Tode bekannte Rilke in einem Brief an Alfred Schaefer: „Der Name Jacobsen für sich allein bedeutet da eine ganz bestimmte Epoche meines Lebens: er war wirklich der ‚Jahres-Regent‘ meines Himmels-Erdenjahres.“ Bis zur Bekanntschaft mit dem Bildhauer Auguste Rodin im Jahre 1902 war Jacobsen allein das große Vorbild des jungen Dichters, allerdings gibt es leider nur vereinzelte Äußerungen Rilkes über sein Verhältnis zu Jacobsen, während die Freundschaft mit Rodin aus zahlreichen Bemerkungen, Briefen und Abhandlungen uns deutlich entgegentritt. Nach der Bekanntschaft Rilkes mit Rodin und nach der Trennung von Rodin blieb Jacobsens Einfluß zwar wirksam, wie der 1904 begonnene Roman „Malte Laurids Brigge“ und einige Briefe beweisen, aber Jacobsen war nur noch einer von vielen Sternen. Die Problematik des Dichters Jens Peter Jacobsen war dieselbe wie die Rainer Maria Rilkes, als er mit dem Werk des 1885 an der Lungenschwindsucht gestorbenen dänischen Dichters in Berührung kam: der Zweifel des Dichters an der Dichtung, der Zweifel des Menschen an Gott und an sich selbst. Jens Peter Jacobsen war ein Vorläufer der europäischen Décadence-Dichter. Mit feinsten Sinnen begabt, entwarf er impressionistisch abgestimmte Stimmungsszenen, die er zu großen Romanen und Novellen verband:

„Niels Lyhne“, „Frau Marie Grubbe“, „Mogens“ und „Frau Fönss“. Einzelne Motive gingen in Rilkes „Malte“ ein, die Motive der erinnerten Kindheit, der Einsamkeit, des Todes, der erkalteten Liebe. Für Einzeluntersuchungen tut sich hier ein weites Feld auf.

Das Bild Dänemarks in Rilkes Roman „Malte Laurids Brigge“ ist weder durch Landschaftsbeschreibungen noch durch die Schilderung alltäglicher Ereignisse klar genug umrissen, um von einer besonderen Sicht Dänemarks sprechen zu können. Malte Laurids Brigge, in den autobiographische Züge des Dichters selbst eingeflossen sind, lebt einsam in Paris als ein Dichter ohne Dichtung, wie Jacobsens Niels Lyhne ein Künstler ohne Kunst ist; angesichts des Todes, den er miterlebt, erinnert er sich an seine Kindheit auf den hochherrschaftlichen Schlössern Dänemarks. Ein eigentümlich schemenhaftes Leben führen diese Kammerherrn, Grafen und Würdenträger, in riesigen Schlössern inmitten einer Landschaft, die nie beschrieben, immer nur genannt wird. Die „weite, silberne, dänische Sommernacht im Dorfe“, die Malte nennt, vermag nur dem mit der dänischen Landschaft Vertrauten ein wenig Anschauung zu vermitteln. Die familiären Zusammenhänge, Verwandtschaften und Familienergebnisse beschreibt Rilke-Malte ganz genau. Der Dichter studierte die Papiere der Familie Reventlow auf dem Holsteiner Schloß Haseldorf, die Lebenserinnerungen der Tochter Christians IV. von Dänemark, Eleonora Christine, und er ließ aus den Romanen Jacobsens Personen mit verwandelter Gestalt in seinem „Malte“ auftreten. Die Kopenhagener Straßen, die im „Malte“ genannt werden, waren – wie Steffen Steffensen feststellt – tatsächlich die bevorzugten Wohnstraßen des dänischen Adels, und das Hotel „Phönix“ in Kopenhagen, das Malte in seinen Erinnerungen erwähnt, war zur Zeit des Rilkeschen Kurzbesuches in der dänischen Hauptstadt eines der besten Hotels. Rilke hat Dänemark, wie es in den Erinnerungen des nach Paris verschlagenen Dichters Malte auftaucht, nicht realistisch dargestellt, und doch glaubt man in diesem Roman einen „dänischen Hauch“ zu spüren, ähnlich dem, der die Romane Jens Peter Jacobsens durchweht. Jens Peter Jacobsen allerdings, der sich nie ganz vom Gegenstand löste, gab nicht nur Stimmungen und Gedankenreihen wieder, sondern ließ in seinen Stimmungsbildern die Konturen der dänischen Landschaft mit den weiten, leicht gewellten Ebenen, den Wäldern, dem Wasser, dem Strand stehen. Jacobsens Kindergestalten – Erinnerungsgestalten wie die Rilkes – spielen in der Natur, während sich die Kindheitserinnerungen des Rilkeschen Malte auf Säle und Zimmer beschränken. Das Schloß Urnekloster, das Malte mit seinem Vater besuchte, beschreibt er nicht als Bauwerk in der Landschaft, sondern als Innenraum:

„So wie ich es in meiner kindlich gearbeiteten Erinnerung wiederfinde, ist es kein Gebäude; es ist ganz aufgeteilt in mir; da ist ein Raum, dort ein Raum und hier ein Stück Gang, das diese beiden Räume nicht verbindet, sondern für sich, als Fragment, aufbewahrt ist.“

Im Jahre 1904, als Rilke den „Malte“ beginnt, aber noch vor seinem kurzen Besuch

in Dänemark, äußert er sich über seine Lektüre des dänischen Philosophen Sören Kierkegaard. Es ist zu vermuten, daß Rilke sich schon früher mit dem Werk des großen Philosophen beschäftigt hat, zumal der dritte Teil des „Stundenbuchs“ vom April 1903 schon im Einfluß Kierkegaardscher Gedankengänge zu stehen scheint. Im März 1904 schreibt der Dichter aus Rom: „Ich lese Sören Kierkegaard. Und diesen Sommer lerne ich Dänisch, um ihn und Jacobsen in ihrer Sprache zu lesen.“ Aus Schweden schreibt er im selben Jahre: „Ich habe ein wenig Dänisch lesen gelernt an Büchern von Jacobsen und Herman Bang und an den Briefen, die Sören Kierkegaard an seine Verlobte geschrieben hat; diese Briefe zu übersetzen, war fast meine einzige Arbeit.“ Otto Friedrich Bollnow bewertet die Bekanntschaft Rilkes mit dem Kierkegaardschen Werk noch höher als die mit dem Jacobsens. „Nur in der Begegnung mit Kierkegaard hat Rilke zu sich selbst gefunden“, schreibt er in seiner philosophisch orientierten Rilke-Biographie (1951). Die Gestaltung des Motivs der Angst ist ein erstes großes Zeugnis der geistigen Begegnung Rilkes mit Kierkegaard. Auch die Anschauungen von Tod und Liebe, Einsamkeit und „Fortgeworfenheit“ im Malte, die übrigens auch für Jens Peter Jacobsen wichtig sind, verweisen auf Kierkegaard. Im Jahre 1910 schreibt Rilke an die Fürstin von Thurn und Taxis: „Jetzt lese ich Kierkegaard, es ist herrlich, wirklich Herrlichkeit, er hat mich nie so ergriffen.“ Otto Friedrich Bollnow deutet die Möglichkeit an, die Duineser Elegien, die Rilke im Jahre 1912 begann, mit Hilfe der Kierkegaardschen Lehre zu deuten. Es ist sicher, daß Rilke Kierkegaard viel verdankt, aber ich meine, das Werk Rilkes wird sich philosophischer Deutung entziehen, wie es sich religiöser Deutungsversuche entzogen hat. Die eingehende Beschäftigung mit dem Werk Rilkes, die in den beinahe vier Jahrzehnten der Rilke-Forschung manch einleuchtendes Ergebnis gebracht hat, hat gezeigt, daß nicht das Gedankliche, das bei aller Schönheit der Assoziationen un schlüssig und widersprüchlich ist, den Dichter Rilke ausmacht, sondern allein das spezifisch Dichterische, die Magie des Wortes, die Logik des Traums und die Vermischung von Traum und Wirklichkeit. Für den Dichter ist der stilbildende Einfluß eines Vorbildes wichtiger als die gedankliche Quelle, heiße sie Rudolf Kassner, Max Scheler oder Sören Kierkegaard. Als stilbildendes Vorbild Rilkes muß auch der dänische Dichter Herman Bang genannt werden, dessen Name in zitierten Briefen bereits auftauchte. Rilke erwähnt Bang in vielen Briefen; und im „Malte“ scheint der eigentümlich gedämpfte Stil der Beschreibungen von Herman Bang übernommen worden zu sein. Das unbestimmt Verwischene des reinen Impressionismus, das so gut in die sinnentleerte Existenz Maltes paßt, äußert sich deutlicher in den Werken Bangs als in den Romanen Jens Peter Jacobsens, dessen Einzelbilder von leuchtender Konturenschärfe sind. Herman Bang hat den Rilkeschen Stil geprägt, Jens Peter Jacobsen seine Motivik, Sören Kierkegaard sein Denken. Das dänische Dreigestirn Jens Peter Jacobsen, Sören Kierkegaard

und Herman Bang – das darf man sicher sagen – machten den jugendlichen Epigonen René Rilke aus Prag zu einem der größten europäischen Dichter deutscher Sprache.

Europa stellt Schleswig-Holstein vor neue Aufgaben, und je frühzeitiger sie erkannt werden, desto aussichtsreicher lassen sie sich lösen.

»Geflüchtet unter das dänische Strohdach ... «

Bertolt Brechts Exil auf Fünen

Die Literaturgeschichte der Emigration hätte, würde sie einmal im Zusammenhang geschrieben, viele Kapitel. Weder wäre der Römer Ovid ihr Anfang noch unsere Zeitgenossen ihr Ende. Aber dem 20. Jahrhundert muß man zweifellos den größten Abschnitt in diesem Kompendium einräumen und in ihm das umfangreichste Kapitel denen, die von der braunen Flut über die Grenzen ihres Heimatlandes, aus dem Bereich ihrer Sprache hinweggeschwemmt wurden.

Die meisten gingen in der Gewißheit, der Spuk, der am 30. Januar 1933 seinen pathetischen Anfang nahm, könne höchstens Monate währen, wäre nichts mehr als ein makabres Kuriosum in der Weltgeschichte, das sich selbst ad absurdum führen und sein Ende bereiten müßte.

*

Bertolt Brecht verließ Berlin am Tage nach dem Reichstagsbrand, ein noch junger Autor, der auf den fortschrittlichen Bühnen der Hauptstadt Aufsehen erregt hatte, der als einer der späten expressionistischen Lyriker galt.

Er ging zusammen mit Helene Weigel und seinem Sohn Stefan zunächst nach Prag, wo sich die meisten emigrierten Politiker der Linken sammelten, um dort bald eine Zentrale für antinazistische Aufklärung zu bilden. Brecht aber fuhr weiter nach Wien, dann in die Schweiz, der ersten Station in der langen Irrfahrt vieler Schriftsteller.

Und als sich zeigte, daß Hitlers Tage noch lange nicht gezählt waren, ging ein Strom berühmter und unbekannter Emigranten in die Staaten Westeuropas; die Behörden der Gastländer begannen, sie zu erfassen, und sorgten sich, sie schnell wieder loszuwerden.

Brecht brauchte, um schreiben zu können, einen Platz, der nicht im Zentrum der Ereignisse lag, dessen Nähe zu Deutschland dennoch wichtig war. Er fühlte Verantwortung für einen Kampf, der jetzt erst recht zu beginnen hatte.

*

Dänemark hat keine „Emigrantenwelle“ solchen Ausmaßes erlebt, was in erster Linie daran gelegen hat, daß fast alle deutschen Intellektuellen des Englischen und Französischen, kaum jedoch der dänischen Sprache mächtig waren. Die persönlichen Bindungen zu ausländischen Kollegen gingen vor allem in die westeuropäischen Länder. Das kleine Land im Norden spielte im geistigen Bewußtsein der Deutschen keine wesentliche Rolle.

Brecht siedelte also mit seiner Familie, die Tochter Barbara war inzwischen heimlich aus Deutschland geholt worden, nach Kopenhagen über. Die Bekanntschaft mit der dänischen Schriftstellerin Karin Michaelis (1872—1950) sollte ihm die äußeren Umstände für den glücklichen und fruchtbaren Aufenthalt gewähren. Dieser hervorragenden Frau und erfolgreichen Schriftstellerin – vor allem durch ihren autobiographischen Roman „Pigen med Glasskaarene“ und ihre vielübersetzten Kinderbücher –, der unterschiedenen Sozialistin und Frauenrechtlerin gebührt von Deutschen wegen ihres Einsatzes in dieser Zeit ein Dank, der ihr zu Lebzeiten meines Wissens nie gezollt wurde. Aus eigener Initiative errichtete sie, oft gegen den Widerstand vorsichtiger dänischer Behörden und den Deutschenhaß großer Teile der Bevölkerung, Unterkünfte für die Emigranten, die im Laufe der Jahre über Dänemark, oft gänzlich mittellos, dem Zugriff der Gestapo entrannen. Sie gehört an die Spitze der wenigen, die unermüdlich dafür eintraten, daß die Untaten des Regimes nicht dem deutschen Volk angelastet werden sollten. Dieses Streben hat viel geholfen, das Bild des wahren Deutschlands in den Augen der skandinavischen Nachbarn nicht ganz untergehen zu lassen.

Durch ihre Vermittlung konnte Brecht in dem winzigen Ort Skovsbostrand bei Svendborg eines der typischen dänischen Fachwerkbauernhäuser mit reetgedecktem Dach erwerben, inmitten der poetischen dänischen Landschaft am Sund. Zum ersten Mal ist Brecht, der Kommunist, der frivole Verspotter kleinbürgerlicher Besitzideologie, selbst Eigentümer eines Hauses. Und es ist ihm mehr als notgedrungen willkommene Wohnstätte; seine Arbeit an dem Haus zeigt, er sieht mehr in ihm als ein Provisorium; es wird die Zelle, aus der seine besten Werke hinausgehen werden, ein ruhiger Pol auf der Flucht, ein lichter Ort „in den finsternen Zeiten“, zugleich aber die Stätte, von der aus gestritten wird: gegen Hitler, um eine bessere Zukunft. Von hier soll der Tag vorbereitet werden, an dem aus der Asche der Katastrophe des Faschismus der Phönix des neuen Deutschlands erwachsen soll:

*Geflüchtet unter das dänische Strohdach, Freunde,
verfolg ich euren Kampf. Hier schick ich euch,
wie hin und wieder schon, die Verse, aufgeschweucht
durch blutige Gesichte über Sund und Laubwerk.
Verwendet, was euch erreicht davon, mit Vorsicht!
Vergilbte Bücher, brüchige Berichte
sind meine Unterlage. Sehen wir uns wieder,
will ich gern wieder in die Lehre gehen.*

Motto der »Svendborger Gedichte« 1939

Es beginnen die Jahre angestregter, fruchtbarster Produktion. Regelmäßig

erscheinen Beiträge in den führenden Emigrantenzeitschriften, die verschiedene Gruppen in Paris, Prag und Amsterdam herausgeben. Reisen nach Paris, London, New York knüpfen und halten Verbindungen mit den anderen Exilierten. Es entsteht das umfangreichste, letztlich aber unfertige Prosawerk, der parabolische „Dreigroschenroman“ – der den Stoff der „Dreigroschenoper“ ausweitet –, das Lehrstück „Die Horatier und die Kuratier“, schließlich die theatertheoretischen Schriften, die zu dem neuen Prinzip der Brechtschen Dramaturgie, der „Verfremdung“, führen. Daneben spricht Brecht auf antifaschistischen Kundgebungen zu Ausländern und über den deutschsprachigen Dienst der BBC zu seinen Landsleuten.

Inzwischen haben dänische Nationalsozialisten seine Ausweisung gefordert, ihr Ansinnen wurde von der Regierung abgelehnt; in deutschen Zeitungen steht im Juni 1935 Bertolt Brecht an der Spitze einer Liste von Personen, denen Hitler die deutsche Staatsbürgerschaft entzogen hat. Zur gleichen Zeit beginnt Brecht eine Folge von Szenen auf Grund von Zeitungsberichten, die das Milieu in dem durch Gestapo und SS tyrannisierten deutschen Volk darstellen; die ersten werden zwei Jahre später unter dem Titel „Furcht und Elend des Dritten Reiches“ in Paris aufgeführt.

Brecht versucht den Vorstoß auf die Bühne auch in Dänemark. Das Theater ist ihm das wichtigste, auch politisch bedeutendste Forum. Im Kopenhagener Königlichen Theater endet der erste Versuch mit einem Skandal: König Christian X. verläßt protestierend seine Hofloge während der Aufführung der „Sieben Todsünden“: Für so etwas sei die königliche Bühne nicht da! Mehr Erfolg hat die Uraufführung eines neuen Parabelstückes „Die Rundköpfe und die Spitzköpfe“ im „Riddersalen“ im November des gleichen Jahres.

In dieser Zeit übernimmt Brecht gemeinsam mit Willi Bredel und Lion Feuchtwanger die Redaktion einer Emigrantenzeitschrift „Das freie Wort“, die in Moskau erscheint. Es ist aber aufschlußreich, daß unter den vielen politischen Gedichten dieser Jahre, unter manchem Beispiel ästhetisch recht kärglicher Tendenzlyrik ganze drei stehen, die sich mit der UdSSR, der Oktoberrevolution und allgemein mit den „Errungenschaften des Sozialismus“ beschäftigen – der Name Stalin wird nicht einmal erwähnt.

Brechts Aufgabe ist Deutschland, seine Sorge gilt den Menschen, die einen aussichtslosen Kampf gegen die Diktatur in der Heimat kämpfen, den Opfern der Naziherrschaft. Sein Ziel ist die Einheitsfront gegen Hitler:

Keiner oder alle. Alles oder nichts.

Einer kann sich da nicht retten.

Gewehre oder Ketten.

Keiner oder alle. Alles oder nichts.

Aus »Deutsche Kriegsfibeln«

Zugleich wird das Erlebnis der Emigration Gegenstand der besten Gedichte dieser Zeit. Die „*Legende von der Entstehung des Buches Taoteking auf dem Wege des Laotze in die Emigration*“ gehört zu dem Schönsten, das Brecht je schrieb. In aller Konsequenz wird das Emigrantendasein reflektiert; je hoffnungsloser die Lage in Deutschland ist, desto weniger darf man sich mit diesem Zustand abfinden:

*Immer fand ich den Namen falsch, den man uns gab:
Emigranten.*

*Das heißt doch Auswanderer. Aber wir
wanderten doch nicht aus, nach freiem Entschluß
wählend ein anderes Land, dort zu bleiben, womöglich
für immer.*

*Sondern wir flohen. Vertriebene sind wir, Verbannte.
Und kein Heim, ein Exil soll das Land sein, das uns da
aufnahm,
wartend des Tags der Rückkehr...*

»Über die Bezeichnung Emigranten«

Doch das Exil dauert an. Sein Ende ist nicht abzusehen. War damit nicht alle Mühe wertlos gemacht? In den Elan des politischen Kampfes mischt sich die Stimme melancholischer Resignation. Hieß es erst:

*Schlage keinen Nagel in die Wand,
wirf den Rock auf den Stuhl!
Warum vorsorgen für vier Tage?
Du kehrst morgen zurück...
Wozu in einer fremden Grammatik blättern?
Die Nachricht, die dich heimruft,
ist in bekannter Sprache geschrieben...*

So stellt der Emigrant jetzt fest:

*Sieh den Nagel in der Wand, den du eingeschlagen hast:
Wann, glaubst du, wirst du zurückkehren?
Willst du wissen, was du im Innersten glaubst?
Tag um Tag
arbeitest du an der Befreiung.
Sitzend in der Kammer, schreibst du.
Willst du wissen, was du von deiner Arbeit hältst?
Sieh den kleinen Kastanienbaum im Eck des Hofes
zu dem du die Kanne voll Wasser schleppst!*

»Gedanken über die Dauer des Exils«

Der Dichter hat sich eingerichtet. Immer vertrauter wird ihm die Umgebung, das

Haus ist Heimstatt geworden. Die Hoffnung, bald zurückzukehren, macht der neuen Furcht Platz, auch diesen Zufluchtsort zu verlieren:

*Ein Ruder liegt auf dem Dach. Ein mittlerer Wind
wird das Stroh nicht wegtragen.*

*Im Hof für die Schaukel der Kinder sind
Pfähle eingeschlagen.*

*Die Post kommt zweimal hin,
wo die Briefe willkommen wären.*

Den Sund herunter kommen die Fähren.

Das Haus hat vier Türen, daraus zu fliehn.

»Svendborger Gedichte IV«

Die Resignation des Emigranten ist nicht die des Dichters. Des Dichters Brecht Beruf ist zuerst das Stückeschreiben. Das Theater ist die Stätte seines Ruhms, das Objekt seiner ästhetischen und formalen Überlegungen, die sich nun in einer fast geschlossenen Theorie darstellen.

„Glotzt nicht so romantisch!“ hatte Brecht schon in Berlin über seine Bühne geschrieben. Das Publikum hatte mit dem Eintrittsgeld seine Pflicht und Schuldigkeit nicht mehr getan, es hatte zu denken, hatte sich Wahrheiten sagen zu lassen, sollte etwas lernen, wenn es ins neue Theater ging. Die „nicht-aristotelische Dramatik“, das „epische Theater“ nannte Brecht seine Konzeption, die er zahlreich variiert in den mannigfachen theoretischen Schriften dargelegt hatte.

Brecht schreibt in den Jahren 1937–39, den letzten „*unter dem dänischen Strohdach*“, die drei Werke, die seinen Platz in der Weltliteratur sichern sollten. In ihnen ist expressis verbis nichts mehr von dem Kampf gegen Hitler und sein Regime, nichts von Verherrlichung der „Arbeiterklasse“, was immer Brecht und andere darunter verstanden haben wollen; die Parabel wird eingebettet in die hohe dichterische Form. Lehrstücke bleiben sie, der „Verfremdungseffekt“ kommt in ihnen zur Anwendung, aber die Technik verschwindet in der dichterisch gemeisterten Struktur. Das eine, „*Der gute Mensch von Sezuan*“, scheint das Milieu des Klassenkampfes wiederaufzugreifen, aber es kommt nicht zum Tragen – gepriesen wird der „gute Mensch“ (das Axiom der Marxschen Anthropologie), und seine Grenzen werden ihm vorgehalten. Der Mensch ist freilich gut, er soll und will es sein, es sind die Umstände, die „Verhältnisse“, die es nicht zulassen. Er muß schließlich sich selbst überlassen werden, der „gute Mensch von Sezuan“, dem die Gabe der Götter unter den mildtätigen Händen zerrinnen will. Einen „Schluß“ hat das Stück, aber keinen guten, wie der Epilog bekennt, ihn soll das Publikum gefälligst selber suchen: „*Es muß ein guter da sein, muß, muß, muß!*“ „Die Wahrheit ist konkret“, in großen Lettern hatte der Emigrant Brecht diese

Arbeitsmaxime in dem umgebauten Pferdestall, der ihm als Arbeitsraum diente, auf den Balken geschrieben. Die Wahrheit war das Thema des zweiten Stücks dieser Epoche, wohl seines größten überhaupt. Die Wahrheit schlechthin trat auf in der Wahrheit, die Galilei gefunden hatte. Ihretwegen bedroht, schwor er ihr ab, seine Schüler verurteilten ihn, daß er nicht um sie kämpfte. Als Gefangener der Kirche vollendet er sie schließlich. Indem er sein Leben erhält, arbeitet er an ihren Beweisen, macht sie unwiderlegbar, um sie schließlich über die Grenze schaffen zu lassen.

Hier erscheint wieder die Betrachtung der Emigration, diesmal vom entgegengesetzten Standort: Der Mensch darf unterliegen, die heroischen Leidenschaften bringen nichts zuwege. Was in die Emigration geht, ist die Wahrheit selbst:

*Liebe Leut, gedenkt des Ends:
Das Wissen flüchtete über die Grenz.
Wir, die wissensdurstig sind,
er und ich, wir blieben dahint.
Hütet nun der Wissenschaften Licht,
braucht es, doch mißbraucht es nicht,
daß es nicht mit Feuerschall
einst verzehre noch uns all
ja, uns all.*

Das „*Leben des Galilei*“ ist bei allem scheinbaren Verzicht auf aktuelle Querverbindungen ein hochpolitisches Stück. In der letzten Minute vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges beendet, nimmt es die Schrecken vorausdeutend auf, die in dieser sich anbahnenden Katastrophe geschaffen werden. – In Berlin war kurz zuvor die Kettenreaktion der Kernspaltung entdeckt worden.

Der „*Galilei*“ ist zugleich das Werk, in dem der Dichter mit dem Theoretiker durchgeht. In diesem Stück reinsten epischen Theaters verliert die strukturelle Technik fast an Bedeutung. Die Qualität der Sprache und des Szenenaufbaus läßt sie unwesentlich werden. Und dennoch erfüllt es in großartigem Maße den Willen des Theatergestalters Brecht. Das Medium, durch das es in seinem Sinne wirksam wird, ist jedoch zum entscheidenden Teil seine *innere* Form.

Der Krieg selbst sollte noch Gestalt finden im Werk Bertolt Brechts. Zweimal innerhalb eines Jahres greift er das Thema auf: in der Oper „*Das Verhör des Lukullus*“, deren klare Verdammung allen Krieges dem Dichter später Schwierigkeiten bereiten sollte, und das Stück „*Mutter Courage und ihre Kinder*“, das eins der meistgespielten Brechtwerke werden sollte.

*

Im April 1940 ist das dänische Exil zu Ende, die Lyrik dieser Zeit, die „*Svendborger Gedichte*“, werden abgeschlossen, ehe Brecht vor den einrückenden

deutschen Truppen über Schweden zunächst nach Finnland flieht. Jetzt erst beginnt die Zeit der Unrast. Finnland muß er ein Jahr später verlassen, quer durch die Sowjetunion geht sein Fluchtweg; hier hält er sich nicht auf. Im Juni 1941 schiff er sich von Wladiwostok aus nach den USA ein. Von nun an umgibt ihn der Betrieb, täglich geht er „auf den Markt der Stückeschreiber“, sein Domizil wählt er in der Nähe Hollywoods.

Seine in Dänemark entstandenen Stücke werden auch in fremden Ländern zu Erfolgen, sie begründen eine materielle Unabhängigkeit, die vielen anderen Emigranten nicht gegeben war. Deren Not hat Brecht nicht kennenlernen müssen. In Amerika erlebt er das Ende des Krieges, zwei Jahre bleibt er noch dort, dann hält er sich vorübergehend in Zürich auf. Die Einreise nach Westdeutschland wird ihm von den Alliierten verwehrt, so fährt er über Prag nach Ostberlin, wo ihm zunächst die Intendanz des Deutschen Theaters übertragen wird, bis er im Theater am Schiffbauerdamm sein eigenes Ensemble aufbaut.

Die Erinnerung an Dänemark findet in diesen Jahren noch einmal lyrischen Ausdruck:

An die dänische Zufluchtsstätte

Sag, Haus, das zwischen Sund und Birnbaum steht:

Hat, den der Flüchtling einst dir eingemauert,

Der alte Satz: Die Wahrheit ist konkret,

der Bombenpläne Anfall überdauert?

Die große Zeit des Dichters Bertolt Brecht war die seines Exils in Dänemark.

Bertolt Brecht in Dänemark nach 1945

Über das Verhältnis der Dänen zur deutschen Literatur nach 1945 und über die Bedeutung Bertolt Brechts äußert sich nachstehend ein dänischer Student.

Der deutsche literarische Einfluß in Dänemark ist nach dem Kriege ziemlich unbedeutend gewesen. Vielleicht könnte man ein wenig boshaft hinzufügen, daß dies auch in Deutschland der Fall gewesen ist! – Es sei hier auf zwei Ursachen hingewiesen: erstens die unverkennbare literarische Baisse in Deutschland nach 1933, die erst in den letzten Jahren überwunden zu werden scheint, zweitens die dänische emotionale Reaktion auf die neuere und neueste Geschichte.

Die verschiedenen Konflikte zwischen Deutschland und Dänemark seit mehr als hundert Jahren sind auch auf kulturellem Gebiet nicht ohne Wirkung geblieben. Es hat dies unter breiterem Gesichtswinkel sehr traurige Verhältnisse aber auch seine positiven Folgen für uns gehabt: eine gewisse Verselbstständigung des dänischen Geisteslebens, verglichen mit dem Zustand früherer Jahrhunderte, war eigentlich nur zu begrüßen. Leider aber haben die negativen Auswüchse dieser an sich guten Tendenz kräftig dazu beigetragen, das Verhältnis zwischen den beiden Völkern zu trüben und zu vergiften. Auch wir waren von der nationalen Überheblichkeit keineswegs frei, deren deutsche Formen wir so abscheulich finden und denen gegenüber wir so sehr empfindlich sind.

Nachdem 1920 die Grenzfrage ihre gerechte Lösung gefunden hatte, war ein schwerer Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt, und man konnte mit Recht hoffen, daß allmählich die Beziehungen auch auf kulturellem Gebiet sich normalisieren würden. Es erübrigt sich, die gründliche Zerstörung dieser Hoffnung durch Nazismus, Krieg und Besatzung eingehender zu beschreiben. Hier sei nur kurz die diesbezügliche, traurige Wirkung dieser Katastrophe angedeutet:

Dänemark war vielleicht von allen europäischen Ländern, die mit Krieg und Hitler in direkte Berührung gerieten, dasjenige, daß am glimpflichsten davongekommen ist. Trotzdem scheinen wir nur sehr schwer verzeihen und vergessen zu können; auch ist ein echtes Verständnis für die äußerst komplizierten politischen Zustände in Deutschland und deren Ursachen in der Zeit vor und bei der nazistischen Machtergreifung sehr wenig verbreitet.

Auf diesem Hintergrund läßt sich unschwer verstehen, daß besonders diejenigen deutschen Dichter bei uns willkommen sind, die sich kritisch mit Deutschland von heute und gestern auseinandersetzen. Zu diesen zählt Bertolt Brecht in hervorragendem Grade. Und daß er Kommunist war, tut bei uns in seiner Würdigung als Dichter keinen Abbruch. Die feste Grundlage seines, wie es

scheint, dauerhaften Erfolges sind die hohe dichterische Qualität und die einzigartige Wirksamkeit seiner besten Stücke.

Das Theaterinteresse hat seit einigen Jahren einen erheblichen Aufschwung in Dänemark genommen. In der Kritik und Diskussion ist Brecht fast eine Schlüsselfigur geworden; man empfindet die handfeste Tendenz und rationale Struktur seiner Dichtung als erquickenden und ersehnten Gegensatz zu Obskurantismus und Absurdität auf dem Theater, wie wir es allmählich bis zum Überdruß kennengelernt haben. Natürlich ist er vielfach falsch interpretiert und mißverstanden worden, beispielsweise scheint große Verwirrung hinsichtlich der Theorien zu herrschen, man spielt und sieht ihn höchst aristotelisch, was aber in den meisten Fällen eigentlich ganz gut geht dank der reichen inhaltlichen Substanz seiner reifen Theaterdichtung.

Von seinen Stücken sind bei uns bisher gespielt worden: „Mutter Courage“, Kopenhagen 1953 und Aalborg 1961 (eine hervorragende Aufführung, die im Fernsehen ausgestrahlt wurde); mit diesem Stück gastierte die Bühne der Stadt Lübeck Januar 1961 in Aarhus mit Elisabeth Olivier in der Titelrolle; trotz der sprachlichen Schwierigkeiten erregte die Aufführung großes Publikumsinteresse. Mit dem großen norwegischen Schauspieler Claes Gill als Gast führte das Theater in Odense „Das Leben des Galilei“ auf, das sich trotz aller Gedankenschwere lange auf dem Spielplan hielt. Einen überragenden Erfolg hatte „Der kaukasische Kreidekreis“ kürzlich in Aalborg auf dem dortigen Theater (dasselbe übrigens in Oslo ein Jahr zuvor). Die Lübecker besuchten im Winter 1962 nochmals Aarhus, diesmal mit der Farquhar-Bearbeitung „Pauken und Trompeten“. Damit aber war die Theaterzusammenarbeit Lübeck-Aarhus noch nicht vorbei: Der bei Brecht selber ausgebildete Regisseur Carl Maria Weber inszenierte 1962–63 die „Dreigroschenoper“ (auf Dänisch: „Laser og Pjalter“) auf dem Aarhuser Theater. – Ferner sind in Kopenhagen „Der gute Mensch von Sezuan“ und im Fernsehen „Die Gewehre der Frau Carrar“ gespielt worden. Ein Gastspiel der Berliner Ensembles konnte aus außenpolitischen Gründen bisher nicht durchgeführt werden, jedoch wird in der Sache weitergearbeitet, und es scheint, daß mit dem Wohlwollen der Regierung der geplante Besuch verwirklicht wird.

Man sieht und kennt Brecht in Dänemark nicht nur, sondern man liest ihn auch, sogar in der (höheren) Schule. Obwohl er auch ein bedeutender Lyriker war, ist sein Ruhm bei uns bisher fast ausschließlich mit seiner Theaterdichtung verknüpft gewesen. Das Theater macht mehr von sich reden, steht ungleich fester im öffentlichen Bewußtsein als die Lyrik, die unter privateren Formen und wohl von einem recht kleinen Liebhaberkreis geschätzt wird. Hier müssen auch die rein sprachlichen Probleme beachtet werden: Lyrik läßt sich nur schwer übertragen, insonderheit Brechts Lyrik mit ihrer dialektischen Struktur, den vielen Wortspielen usw. Der Versuch ist getan worden von dem jungen, zur Zeit sehr produktiven und,

wie es scheint, von Brecht beeinflussten Lyriker Iwan Malinowski.

Wenn auch früher keineswegs unbekannt, wuchs Brechts Ruhm erst richtig in den Jahren nach seinem Tode, wohl als Begleiterscheinung des gleichzeitigen großen Brecht-Interesses in Deutschland. Ein eifriger Wegbereiter ist der Theaterkritiker Harald Engberg gewesen. Ihm verdanken wir auch die gelungene Übersetzung der „Schriften zum Theater“.

Wie wohl nicht anders zu erwarten, ist (außer zahlreichen mehr oder weniger eingehenden Zeitungserwähnungen) die dänische Brecht-Literatur bisher äußerst spärlich.

Eine Kopenhagener Habilitationsschrift (Verf. Helge Hultberg) Über die ästhetischen Theorien Brechts liegt gedruckt vor, hat aber der Natur der Sache gemäß keine Verbreitung gewonnen außerhalb des engen fachlichen Kreises. Jüngst ist ein kleines Buch von dem Maler und Schriftsteller Hans Scherfig erschienen, betitelt Drei Dichter (Tre Digtere, Sirius 1963). Er schildert hier drei Dichterkollegen, die ideologisch und freundschaftlich mit ihm eng verbunden waren: den während des Krieges über Berlin abgeschossenen Norweger Nordahl Grieg, den dänischen Romanschriftsteller Hans Kirk und, mit dem Untertitel „Der schlaue Stückeschreiber“, Bertolt Brecht. Neben einem scharfen Angriff auf die bürgerliche Literaturkritik gibt der Verfasser einen persönlichen Abriss des Dichters und seines Werkes; ohne daß jedoch die menschlichen Züge dieses freundlichen und scheinbar offenen, andererseits aber geheimnisvollen und seltsam verschleierte großen deutschen Dichters deutlicher als bisher hervortreten.

*Es geht zu End', und ich blicke zurück.
Wie war mein Leben? wie war mein Glück?*

*Ich saß und machte meine Schuh';
Unter Lob und Tadel sah man mir zu.*

„Du dichtet, das ist das Wichtigste...“

„Du dichtet, das ist das Nichtigste.“

„Wenn Dichtung uns nicht zum Himmel trüge...“

„Phantastereien, Unsinn, Lüge!“

„Göttlicher Funke, Prometheusfeuer...“

„Zirpende Grille, leere Scheuer.“

*Von hundert geliebt, von tausend mißsacht't,
So hab' ich meine Tage verbracht.*

THEODOR FONTANE

UMSCHAU

Noch einmal...

Dänemark – unser Nachbar im Norden

Tyskland – vor nabo mod syd

Gewiß sind wir nicht so weit gekommen, daß man von einer allgemeinen dänischen Zustimmung zur Errichtung einer dänisch-deutschen Freundschaft nach französischem Muster sprechen kann. Und bei nüchterner Betrachtung werden übrigens sicherlich die meisten Dänen auch der Meinung sein, daß eine Freundschaft zwischen zwei Nationen, die um einen Staatsakt aufgebaut ist, nicht unmittelbar die Voraussetzung für echte, tiefe und bleibende Gefühle bildet, die einen Vergleich mit der Rosenhecke, die die Kälte des Winters überlebt und ständig neue Knospen bildet, ermöglicht.

Die dänische Bevölkerung ist nicht unfreundlich eingestellt gegenüber der Verständigung, die schon emporgewachsen ist und die kürzlich durch die Herausgabe der zwei Geschichtsbücher über das Nachbarland ihren praktischen Niederschlag fand. Gerade in Verbindung hiermit wurde hervorgehoben, daß diese nur ein Schritt unter vielen sei, die gemacht werden müssen, um die Grundlage einer wahren und dauernden Verständigung zu schaffen. Und es ist richtig, was Bibliotheksdirektor Dr. Johannsen unterstrich, daß man sich

gegenseitig kennenlernen muß und dem Unwissen, daß in vielen deutschen und dänischen Kreisen herrscht, zuleibe rücken muß; denn ohne gegenseitiges Sichkennnenlernen erreicht man kein Vertrauen.

Flensburg Avis

Aus der großen Zahl zustimmender Äußerungen zu den beiden obengenannten Schriften bringen wir nachstehend eine Auswahl:

Wir begrüßen das Erscheinen dieser beiden Bändchen „Dänemark...“ und „Tyskland...“ und werden sie mit Nutzen im Unterricht unserer Untersekunden- und Oberprimaklassen verwenden. Ein Teil der Bücher wird darüber hinaus in der Schülerbücherei der einzelnen Klassen sowie der Lehrerbibliothek eingestellt.

Wir werden diese Schriften den Schülern unserer Schule zur Verfügung stellen, die sich im Unterricht mit Gegenwartsfragen beschäftigen müssen, d. h. also den Schülern der Klasse UII und OI. Die zweite Schrift, „Tyskland“, werde ich in unserer Lehrerbücherei einstellen, da sie für die Hand des Schülers wegen fehlender dänischer Sprachkenntnisse nicht geeignet ist. Das Erscheinen dieser beiden Schriften halte ich für sehr begrüßenswert, da in ihnen in kurzer Zusammenfassung die

Probleme der Nachbarschaft zwischen Deutschland und Dänemark berührt werden, die geeignet sind, die Befriedung im Grenzland weiterhin zu fördern.

Für die Übersendung des Buches „Dänemark...“ danke ich Ihnen vielmals. Sie werden zum Teil als Arbeitsmaterial den Büchereien eingeordnet, die übrigen Exemplare wurden an Lehrkräfte und Oberschülerinnen ausgegeben.

Ich danke Ihnen im Namen meiner Schule für die Zusendung der Bücher „Dänemark...“. Das Buch wird uns für die Ausgestaltung unserer Konferenzen und des Unterrichts in den betr. Klassen eine wertvolle Hilfe sein.

Für die uns übersandten Exemplare der Schrift „Dänemark...“ danke ich Ihnen im Namen der Schule ... Vor allem wären wir auch an weiteren Exemplaren der dänischen Ausgabe interessiert.

Vor einigen Wochen war ich mit dem Sommer-Lehrgang unserer Heimvolkshochschule in Dänemark. Aarhus, Skagen, Odense, Svendborg, Roskilde, Kopenhagen, Ribe waren die Stationen dieser eindrucksvollen Lehrfahrt. Besser noch, als es geschehen ist, hätten wir die Reise vorbereiten können, wären wir schon im Besitz der neuen Schrift „Dänemark...“ gewesen. Für künftige

Reisen wird sie uns nützlich sein.

Ich nehme an, daß gerade diese Bücher oft in die Hand genommen werden, da sie als Vortragsthema für unsere Schüler sehr geeignet sind.

In Anbetracht der äußerst lebhaften Nachfrage nach Dänemark-Literatur in unserer Bücherei... erlaube ich mir die Anfrage, ob wir noch weitere Exemplare erhalten könnten.

Vielen Dank, sehr verehrte Herren, für die Zustellung des Buches „Dänemark...“ Es wird mir sehr nützlich sein können.

Jeg takker Dem for den tilsendte Bok „Dänemark ...“.

*

*Noch einmal...
Sozialdemokratie und
Nationalitätenfrage in Schleswig*

Welches Echo das Grenzfriedensheft Nr. 3/63 gefunden hat ist aus den nachstehenden Stimmen aus unserem Leserkreise ersichtlich:

Der Grenzfriedensbund ist eine überparteiliche Organisation. Doch hat sich die letzte Nummer der „Grenzfriedenshefte“ aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens der SPD mit Recht mit dieser ältesten deutschen Partei als einem wichtigen

Faktor der nationalen Geschichte in der Form beschäftigt, daß sie das Thema „Sozialdemokratie und Nationalitätenfrage in Schleswig“ behandelte. In Deutschland ist es leider noch nicht selbstverständlich geworden, auch „Links“ zur deutschen Geschichte zu rechnen. Noch wirkt nach, was Wilhelm II. und Dr. Goebbels über „die vaterlandslosen Gesellen“ verbreitet haben. In einem Stadtarchiv fehlen z. B. alle Jahrgänge der „Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung“ vor 1912, weil man vorher nicht gewagt hatte, ein sozialdemokratisches Blatt (zu Archivzwecken!) zu abonnieren. Vielleicht kommen wir langsam auch dahin, daß es so wird wie in Schweden, wo ein konservativer Schwede die Sozialdemokraten Hjalmar Branting und Peer Albin Hansson als große Schweden anerkennt, und wie in Dänemark, wo auch rechtsstehende Dänen dem ersten sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Torvald Stauning die geschichtliche Bedeutung nicht absprechen.

Die Wanderausstellung der schleswig-holsteinischen Sozialdemokratie „100 Jahre SPD – 100 Jahre deutsche Geschichte“, die von den Schulen so stark besucht worden ist, hat darum ebenso wie das Heft 3 der Grenzfriedenshefte – das auf so originelle Weise „Sozialdemokratie und Grenzfrage“ behandelte – pionierhafte Bedeutung. In dem Zusammenhang hat Karl Meitmanns

Beitrag über den „Kapp-Putsch in Schleswig“ (1920) als Quellenbeitrag besonderen Wert.

Franz Osterroth

Ich gratuliere zu dem schönen letzten Grenzfriedensheft.

Dr. Sch.

... Ein Roman muß Linie haben, ein Artikel muß eine Einheit bilden, ein Heft aber soll bunt sein ... Auf keinen Fall hätte ich ... So sind es leider alte Kamellen im zweiten Aufguß geworden.

G. B.

Im Heft 3, Jahrgang 1963, behandeln Sie das Problem „Sozialdemokratie und Nationalitätenfrage in Schleswig“. Dürfen wir Sie, da wir an dieser Frage sehr interessiert sind, höflichst bitten, uns ein Exemplar ihrer Zeitschrift zuzusenden.

Zweites Deutsches Fernsehen

Ernst Beiers artikel var meget interessant, men jeg syntes, jeg måtte gøre nogle tilføjelser – så meget mere, som Frede Nielsen ikke har fordybet sig i netop det kapitel i sin ellers så udmærkede bog „Fra udmark til forpost“ ...

K. E. L.

*

In diesem Zusammenhang werden auch zwei Stimmen interessieren, die Friedrich Bauer, der Verfasser des

zum gleichen Problemkreis gehörenden Aufsatzes „Ein vergessenes Kapitel“ (Heft Nr. 3/62), erreichten:

Die Nationalitätenprobleme bis zum Schwarzen Meer...

... Die Nationalitätenprobleme bis zum Schwarzen Meer habe ich untersucht – aber nicht an Eurer Grenze. Schon damals bildete ich mir immer schärfer eine Meinung zu diesen Problemen. Mit Marx und Engels, auch Lassalle hatte ich mich in der Literatur beschäftigt und mußte bald deren Unkenntnis von den praktischen Auseinandersetzungen der Völkerschaften und Menschen einsehen. Dazu gehörte nicht viel Scharfsinn, denn der moderne Nationalitätenkampf hatte sich recht eigentlich erst nach Marx entfaltet und die Auseinandersetzungen zu Zeiten Marx waren erst „Vorgefachte“. Aber abgesehen davon, hätte Marx bei seiner abstrakten Art kaum von der praktischen Seite dieser Probleme Notiz genommen.

Die Sozialdemokratie mußte sich mit dem täglichen Leben und mit den Menschen selbst befassen, und sie hat deshalb auch konkret zu diesen Problemen Stellung bezogen. So vor allem in Österreich-Ungarn, später also in der CSR, aber auch Preußen vor dem ersten Weltkrieg. Ein weiteres Beispiel liefert der Aufsatz über „Ein vergessenes Kapitel“. Eine treffende Formulierung – für den Laien oder für solche, die sich heute als Laien

ausgeben.

Noch ist es für manche deutsche Brüder nicht opportun, solche Probleme beim Namen zu nennen – trotz der Flüchtlingsprobleme.

Aber auch bis 1933 hat die SPD diese Nationalitätenprobleme nicht verkannt. Allerdings war bei Lage der damaligen politischen Verhältnisse in Deutschland von ihr keine große Arbeit zu erwarten.

Das „Grenzfriedensheft“ aber zeigt, daß man versucht, dort die Nationalitätenprobleme auf der einzig möglichen Basis zu lösen: großräumig! Für jetzt bedeutet dies also europäisch. Ein kleiner Grenzstreifen – und die anderen weiten Gebiete Europas mit großen Minderheitsgebieten? Also Polen und der Südosten? Dort sind die Probleme krieglerisch und bolschewistisch gelöst! Ein menschliches Unglück und Elend ohne Beispiel in der modernen Geschichte. Nur wer die Gebiete im Frieden kannte, weiß, welche Kulturwerte zerstört und niedergewalzt worden sind. Aber nicht nur die sichtbaren Werte sind vernichtet worden, sondern auch die geistigen Werte, die das Ergebnis eben der Nationalitätenkämpfe waren. Damit hat man aber die materielle, also wirtschaftliche Schaffenskraft der Gebiete auf lange Zeit kaputtgemacht. Wahrscheinlich ist viel mehr zerstört, als wir ahnen. Warum werden Stimmen laut, man solle die restlichen Deutschen in Polen, Ungarn, Jugoslawien und vor allem in

Rumänien festhalten und noch versuchen, Deutsche zurückzurufen? Faschistisch, ob rot oder braun, lassen sich solche Probleme beseitigen, aber nicht lösen. Dabei waren die Probleme in verschiedenen „Minderheitsgebieten“ in Osteuropa im Laufe der Jahrzehnte soweit gediehen, daß sich die Lösungen mit entwickelt hatten: in verschiedenen Gebieten waren wirtschaftliche und kulturelle Leistungen eben auf Grund des Nebeneinanders der Völker entstanden zum Nutzen und Frommen beider Volksteile, auf jeden Fall aber zum Nutzen der betreffenden Staaten. In Siebenbürgen waren es nicht Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte. Die heutigen großräumigen politischen Aufgaben dürften allen nationalen Minderheiten die eh und je erhofften Freiheiten in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht gewähren. Eine andere Handlungsweise der westeuropäischen Regierungen wäre unverständlich. Mancherorts wird es noch zu „Reibungen“ kommen, aber die allgemeinen politischen Probleme dürften die Minderheitsfragen von sich aus tolerant und demokratisch lösen.

Einfach finstere Mittelalter...

... Was meinst du wohl, wieviel Menschen sich überhaupt mit dem Grenzproblem beschäftigen oder wieviel Leute wissen, daß es so etwas wie ein Grenzproblem gibt? Es werden derer wenige sein. Auf meinen ersten Artikel „Ein vergessenes Kapitel“ hat mich eigentlich nur ein einziger

angesprochen: Jens Nydahl. Als ich vor einiger Zeit einem sehr exponierten Mann im Hamburger Rathaus den Artikel zur Verfügung stellte, um ihm zu zeigen, daß auch heute noch um dieses Grenzproblem gestritten wird, schrieb er mir:

„Ich habe das ‚Vergessene Kapitel‘ mit großer Aufmerksamkeit studiert. Meine eigene Mutter ist Holsteinerin. Ich selber habe die deutsch-dänischen Grenzkonflikte niemals verstanden. Diese Konflikte stellen für mich ganz einfach finstere Mittelalter dar, womit ich sie hoffentlich nicht kränke.“

*

Der skeptischen Jugend...

Unsere heutige Jugend gilt als skeptisch und allem Pathos abgeneigt. Auf eine solche Äußerung hin schrieb uns

Karl Meitmann über den Schluß seiner Erinnerungen an den Kapp-Putsch 1920: Ich bitte Dich, den Schlußabsatz unverändert zu lassen! Warum? Nach meiner vorher selbstgestellten Frage: „Was hat es genützt?“ an lauter *junge* Menschen, die noch eine lange, *unbekannte* Straße *ihres* Lebens gehen werden, und nachdem unvermeidbar in meinem Erlebnisbericht *Gewalt* und *Gewehre* eine so große Rolle spielten, gehört m. E. hierhin logisch und unvermeidbar die Herausstellung des Positiven — die in aller Zukunft der Menschheit (wenn uns überhaupt eine solche verbleibt!) *letztlich* siegende Macht des *Geistes* und des *Gewissens*!

... Es war eine gute Idee, wie ich

meine, von dem Kappisten-*Denkmal* auszugehen – eines aus Stein, aus Materie – und eines dagegenzustellen aus Ethik, eben aus Geist.

... Ein lebendiges Denkmal ist besser als eines aus totem Stein! Und *darum* ging es mir, als ich erzählte, was ich erlebte: eine Sinnggebung dieses scheinbar nutzlosen Kampfes weiterzugeben, so wie *wir* ihn geführt und *selber* erlebt haben.

*

Funktionen des Grenzlandes —

Hundert Jahre nach Düppel war das Thema des Festvortrages, den Dr. Hanno Schmidt auf der Hauptveranstaltung des diesjährigen „Deutschen Tages“ in Sonderburg hielt, in dem er die Konsequenzen aus einer hundertjährigen Entwicklung zog und den Begriff von dem „Grenzraum“ prägte, in dem zwei Völker sich begegnen und miteinander in Toleranz leben sollen.

In der „Schleswig-Holsteinischen Volks-Zeitung“ vom 5. November 1963 schrieb hierzu Karl Rickers u. a.:

Nationale Minderheiten haben es seit eh und je schwer gehabt. Selbst unter günstigen Voraussetzungen – bei loyaler Haltung des Staates gegenüber Volkstum, Sprache und politischer Betätigung – leben sie doch meist in zahlenmäßiger Schwäche gegenüber den Angehörigen der erdrückenden Mehrheit, deren Staatsund Volkszugehörigkeit identisch sind.

Die Stimmungen bei den Minderheiten südlich und nördlich der dänischen Grenze weisen, so gesehen,

mancherlei Ähnlichkeiten auf. Stimmungsunterschiede ergeben sich zwar immer noch aus dem jüngsten Nullpunkt der Geschichte, dem Kriegsende 1945. Noch hängen größere Teile der dänischen Minderheit im Landesteil Schleswig der illusionären Hoffnung auf eine Grenzänderung nach. Noch schmoren auch Teile der deutschen Minderheit Nordschleswigs im Tiegel der Irrtümer und Enttäuschungen ihrer nationalen Fehlinvestition von 1933 bis 1945. Aber doch bahnt sich, so scheint es, eine Entwicklung im Raum nördlich und südlich der Grenze an, die gesunder, realistischer erscheint als das, was bisher noch weitgehend im Vordergrund der nationalen Erregbarkeit stand. Heute zeigt sich: Die Perspektiven einer Politik der legitimen nationalen Selbstbehauptung müssen sich verschieben, wenn in Europa an einer wirtschaftspolitischen und staatsrechtlichen Neuformierung gearbeitet wird, bei der nationale Ansprüche ausdrücklich hinter gemeineuropäischen Notwendigkeiten zurücktreten sollen.

Wenn man europäische Zusammenhänge in Wirtschaft, Politik und Verteidigung herstellt, dann kann man nicht in den Sektionen der Minderheiten nationale Naturschutzgebiete aussparen wollen. Wenn man dies feststellt, so ist es keine Absage an das eigene Volkstum und das Nationalbewußtsein in den Minderheiten. Das Nationale ist die

Wesensart von Volksgruppen, so wie auch einzelne Menschen ihre unverlierbaren Eigenheiten haben.

Man spürte diesen selbstverständlichen, gesunden Kern des nationalen Bewußtseins am letzten Sonntag auf dem Deutschen Tag des Bundes deutscher Nordschleswiger in Sonderburg deutlich heraus, etwa in Äußerungen zweier maßgeblicher Leute des Bundes. So z. B. Dr. Wernich: „Das Deutschtum in Nordschleswig geht zugrunde, wenn es nur abhängen soll von dem, was in Deutschland gerade gedacht und getan wird.“ Und so der Vorsitzende Harro Marquardsen: „Ich bin eben deutsch, und damit fertig; ob Deutschland den Krieg verloren hat oder nicht; was geschehen ist, müssen wir in Kauf nehmen, aber die Nationalität können wir damit nicht preisgeben.“

Das ist das, was man als selbstverständlichen und nicht diskutierbaren nationalen Bestand registrieren muß. Aber darüber hinaus merkt man, daß diese gesunden Teile der Minderheiten keine Lust verspüren, ihr Volkstum in der Museumsluft von Reservaten verkümmern zu lassen. Man will, ohne Preisgabe der eigenen nationalen Zugehörigkeit, teilhaben und mitwirken an den neuen europäischen Entwicklungen. Diese noch nebelhaften Stimmungen überließ man in Sonderburg insbesondere dem Festredner zur Klärung, Dr. Hanno Schmidt. Damit also einem Politiker,

der frei von dem Verdacht nationaler Indifferenzen ist. Er aber registrierte nachdrücklich als eine Tatsache, daß wir am Ende der Nationalstaatsepoche stünden, einer Epoche, die im geschlossenen Nationalstaat die letzte politische Einheit sah. Er machte sich die Mühe, diese neuere Entwicklung der Eingliederung von Nationalstaaten in größere Gemeinschaften auf der einen Seite und die Tatsache der Existenz nationaler Minderheiten auf der anderen Seite in eine sinnvolle Beziehung zueinander zu bringen. Dr. Hanno Schmidt entwickelte hierfür die Vorstellung von einem *Grenzraum*, der „alle Vorzüge der Begegnung vermittele, in dem das oberste Gesetz des Grenzlandes, nämlich Toleranz, sich zu erfüllen vermöge.

„Hundert Jahre nach Düppel scheint so, als könnte sich ein Grenzraum bilden, in dem die nationalen Minderheiten nicht trennend wirken, sondern ein verbindendes Element werden.

*

Dänisch-deutsche Tage 1965 in Hadersleben

Unter den vielen deutsch-dänischen Begegnungen der letzten Jahre nimmt ein in bestimmten Abständen wiederkehrendes Ereignis einen besonderen Platz ein. Es sind die deutsch-dänischen Tage, die bisher in Flensburg und in Apenrade stattgefunden haben.

Sie nehmen eine Sonderstellung ein – sagen wir es ganz offen – weil sich hier Menschen des Grenzlandes treffen,

die sich gegenseitig nichts vormachen können oder wollen, die einander kennen und selbst mitten im Leben des Grenzraumes stehen. Das gibt den Begegnungen eine sehr feste Grundlage.

Die nächsten deutsch-dänischen Tage hätten 1964 stattfinden sollen. Sie werden aber auf Januar 1965 verlegt. Einmal möchte man die Gedenkfeiern des hundertsten Jahrestages von Düppel erst überstehen, zum andern hält man es nicht für günstig, wenn die deutsch-dänische Begegnung im Schatten des Wahlkampfes und der Folketingswahl zu stehen kommt, die wahrscheinlich im Herbst 1964 abgehalten wird.

Die Vorbereitungen der nächsten deutsch-dänischen Tage sind bereits angelaufen. Als Tagungsort ist Hadersleben vorgesehen. Der von den nordschleswigschen Bürgermeistern gebildete vorbereitende Ausschuß steht denn auch unter Vorsitz von Bürgermeister Peter Olesen, Hadersleben. Ihm gehören ferner Bürgermeister Erik Jessen, Apenrade und Kommunaldirektor Ludwig Nielsen, Tondern, an.

„Der Nordschleswiger“

Wir sind ja nun einmal aus derselben Familie...

Der Haderslebener Zeitung „Dannevirke“ gefielen die vielen freundlichen Worte über Loyalität und Zusammenarbeit nicht, die im Verlauf der Hauptveranstaltung des Deutschen Tages in Sonderburg

gesprochen wurden. Die Skepsis gegenüber den Deutschen ist, wie das Blatt bemerkt, „in schmerzlichen Erinnerungen begründet, und sie wird kaum jemals ganz verschwinden, bevor eine neue Generation diejenige abgelöst hat, die heute mitten in der täglichen Arbeit des Grenzlandes steht... Das hindert uns jedoch nicht daran, daß wir uns zusammen mit den Deutschen darüber freuen, daß die Verhältnisse im Grenzland nun wieder derart sind, daß wir miteinander wie zivilisierte Menschen umgehen können. Aber wir sind ja nun einmal aus derselben Familie, und es erscheint unwahrscheinlich, daß wir uns nicht bei Gelegenheit wieder in die Haare kriegen. Das schadet auch nichts“.

Dazu ist eigentlich nur zu bemerken, daß die geäußerte Skepsis durchaus auf Gegenseitigkeit beruht. Wir Nordschleswiger kennen unsere dänischen Landsleute zu gut, um nicht zu wissen, daß zur künftigen Gestaltung der Dinge im Grenzland mehr gehört als guter Wille und schöne Worte. Unzeitige Verbrüderung ist dabei, wie Dr. Hanno Schmidt in Sonderburg sagte, durchaus unangebracht.

„Der Nordschleswiger“

19 400,— DM an Weihnachtsbeihilfen konnte der Grenzfriedensbund in diesem Jahre über 32 Kreisverbände

bzw. Ortsvereine der Arbeiter-
Wohlfahrt, 8 Kreisjugendringe,
Schulen und unmittelbar über die
Geschäftsstelle des
Grenzfriedensbundes an bedürftige
Mitbürger im Landesteil Schleswig
verteilen. Das sind 2600,— DM mehr
als im Vorjahre.